

Die Gründung  
des oberösterreichischen Musealvereines  
im Bilde der Geschichte des landes-  
kundlichen Sammelwesens.

Von

**Ignaz Zibermayr.**

## Inhalt.

---

	Seite
I. Das Sammelwesen des Altertums und Mittelalters . . . . .	72
II. Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance . . . . .	78
III. Aufklärung, Klassizismus und Romantik in ihrem Verhältnis zur Landes- kunde . . . . .	96
IV. Die Gründung der ersten Landesmuseen im Kaiserstaate Österreich . .	117
V. Die Gründung des oberösterreichischen Musealvereines . . . . .	131
VI. Der Weg zum oberösterreichischen Landesmuseum . . . . .	165

---

Jede Gemeinschaft, welche schon hundert Jahre besteht, läuft Gefahr, die Gründe und Ziele, derentwegen sie ins Leben gerufen wurde, aus dem Gedächtnisse zu verlieren; für die ersten fünfzig Jahre des Bestehens reicht zwar die mündliche Überlieferung zur Not noch aus, nach hundert Jahren hingegen ist sie kaum noch vorhanden, oder doch getrübt.

Wir wollen deshalb an der Hand der schriftlichen Quellen aus der Gründungszeit uns ein Urteil verschaffen, warum unser Verein vor einem Jahrhundert seine Wirksamkeit eröffnete und welche Ziele er hiebei verfolgte. Das allein würde jedoch nicht genügen; wenn auch erst hundert Jahre seit der Stiftung verflossen sind, so wären die vorhandenen Quellen doch zu dürftig, um uns eingehender unterrichten zu können. Wir wollen deshalb das Entstehen und die Keimzellen der anderen Landesmuseen im ehemaligen Kaiserstaate Österreich verfolgen, um durch einen solchen Vergleich die Absichten unserer Stifter um so klarer zu erkennen. Wir werden da gewahr, daß in den meisten Ländern so ziemlich gleichzeitig dieselben Bestrebungen, welche in der Gründung von Museen ihren sinnfälligen Ausdruck fanden, sich nachweisen lassen. Wenn auch die gleichen Bedürfnisse und Anforderungen des Geisteslebens auch anderwärts dieselben Ergebnisse zeitigten, so beansprucht gleichwohl unsere heimatliche Stiftung ihre Eigenart; unser Land hatte eben damals einen Mann aufzuweisen, welcher für fast ein Jahrhundert dem wissenschaftlichen Leben und Schaffen seinen Stempel aufzudrücken vermochte und ihm seine Wege wies.

Es entsteht da die Frage, was ist ein Museum und welche Aufgaben obliegen ihm? Ja, so fragen wir weiter, warum gibt es solche Anstalten in Österreich erst seit etwas mehr als hundert Jahren? Um das zu beantworten, wollen wir den geschichtlichen Weg beschreiten und zeigen, daß ähnliche Einrichtungen schon viel früher bestanden; sie waren aber alle Schöpfungen der Landesfürsten sowie des Adels oder von geistlichen Gemeinschaften und zunächst bloß für die persönlichen Neigungen ihrer Urheber und für die eigenen Standesgenossen und nächsten Freunde berechnet. Seit der Aufklärung, als man das Bildungsstreben auf das gesamte Volk auszudehnen begann, entstanden Museen erst als öffentliche Anstalten, verbreiteten sich seither in ungeahnter Fülle und verzweigen sich gegenwärtig in vielgestaltigen Formen.

---

## I.

## Das Sammelwesen des Altertums und Mittelalters.

Schon der Name *M u s e u m* weist in seiner griechischen Wurzel in das Altertum und bedeutet zunächst einen den Musen, den Götinnen von Kunst und Wissenschaft, geweihten Ort. Die Römer verstanden darunter einen dem Studium gewidmeten Raum. Noch Goethe (Faust) gebraucht dieses Wort in seinem ursprünglichen Sinne. In ähnlicher Verwendung hat sich diese Bezeichnung in Kremsmünster bis in unsere Tage erhalten, indem dort das aus einem Zweige der mittelalterlichen Klosterschule hervorgegangene Institut der Sängerknaben den alten Namen überliefert<sup>1)</sup>. Die gleiche Benennung in früherer Art finden wir ferner noch heute als Titel von wissenschaftlichen Zeitschriften, ja auch denselben Namen führende Lesevereine (Kasinos) pflanzen den früheren Sinn des Wortes fort. Gegenwärtig verstehen wir jedoch darunter zumeist eine für die Öffentlichkeit bestimmte Schauausstellung von Gegenständen der Kunst und Wissenschaft. In dieser neuen Verwendung können wir dieses Wort nicht vor der Zeit des Humanismus nachweisen: Paolo Giovio aus Como, Bischof von Nocera, besaß an den Ufern des Sees seiner Vaterstadt ein Landhaus, in welchem er ein kostbares Porträtmuseum, das erste seiner Art, angelegt hatte; neben Nachbildungen enthielt es auch prächtige Originalwerke, vor allem Gemälde Tizians. Im Jahre 1546 veröffentlichte der Hausherr selbst über seinen Besitz eine Beschreibung und nannte sie: *descriptio musaei*. Wenn er auch diesen Ausdruck nicht allein für seine Sammlung, sondern für die ganze Örtlichkeit verwendet, so ist der Titel seines Werkes gleichwohl als erstbekannter Versuch, eine neue Sinngebung des alten Wortes anzubahnen, denkwürdig<sup>2)</sup>.

Wir hören schon bei den Griechen von Tempelschätzen, welche in ihrem Inhalte als Vorläufer der späteren Kunst- und Wunderkammern und in ihrer freien Zugänglichkeit als Vorgänger unserer heutigen öffentlichen Sammlungen anzusehen sind. Gegenstände der Kunst und der Natur wie geschichtliche und volkstümliche Erinnerungszeichen des Volkes fanden in der Nähe der Gottheit, der sie als Opfergaben dargebracht waren, ihre bleibende Verwahrung. Daneben gab es auch weltliche Schatzkammern; schon die Homeri-

<sup>1)</sup> G. Huemer, Die Pflege der Musik im Stifte Kremsmünster (1877) S. 8—10.

<sup>2)</sup> J. Schlosser, Die Kunstliteratur. Ein Handbuch zur Quellenkunde der neueren Kunstgeschichte (1924) S. 173 f. Für die Geschichte des Sammelwesens sei auf das geistvolle Buch desselben Verfassers „Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance“ (1908) verwiesen.

schen Fürsten verwahrten in ihnen ihre Erbstücke, Kriegsbeute und Gastgeschenke. Später, zur Zeit des Hellenismus, als die Königsgewalt an Stelle der Volksherrschaft trat und die Kriegszüge Alexanders des Großen dem griechischen Geist den Weg in fremde Staaten bahnten, finden wir noch außerdem von Königen begründete Forschungsstätten mit Büchereien und Sammlungen, welche bereits an unsere Museen erinnern; unter ihnen sind besonders jene von Alexandrien in Ägypten und von Pergamon in Kleinasien berühmt geworden. Als Rom die Weltherrschaft ergriff, fanden dort die griechischen Einrichtungen Eingang. Wir hören da nicht nur von den Kaiserpalästen mit ihren Schätzen und von Sammlungen von geschnittenen Steinen (Gemmen), sondern auch von den mit Kunstwerken geschmückten Wohnstätten vornehmer Römer; ja der Name eines Zeitgenossen des Augustus, Maecenas, ist eine beliebte Bezeichnung für Kunstfreund geworden. Der genannte Herrscher legte auf der Insel Capri eine Sammlung an, welche sich aus Gegenständen hohen Alters (Waffen) und anderen Seltenheiten (Knochen von Riesentieren) zusammensetzte und in ihrem bunten Inhalte an unsere Kunst- und Wunderkammern erinnert<sup>3)</sup>.

Das Eindringen des Christentums und der Ansturm der germanischen Völkerschaften schlugen die alte Welt in Trümmer und schufen eine ganz andere. Die Kirche überlieferte jedoch den römischen Brauch, Weihegeschenke in den Gotteshäusern zu verwahren und rettete überdies durch die prächtige Ausstattung ihrer Kirchen die von Rom ererbten Kunstkeime. Christliche Gotteshäuser sind ferner in vielen Fällen der schützende Zufluchtsort heidnischer Denkmäler geworden; nicht selten finden wir an ihrem Eingänge oder sonstwo römische Inschriftensteine aus der Umgebung eingemauert (Mondsee, Lambach usw.). So entstanden an den Kirchen von selbst kleine Museen, in welchen ebenso wie ehemals in den heidnischen Tempeln nicht nur Kleinodien, sondern auch geschriebene Bücher und Urkunden verwahrt waren. Ihre Aufbewahrungsorte waren die Sakristeien, welche im Mittelalter häufig in zwei Geschossen angelegt waren, wovon das obere als Schatzkammer diente. In Mondsee und St. Wolfgang hat sich eine solche Anlage aus gotischer Zeit nicht nur in ihrer ursprünglichen Form, sondern auch mit ihrem früheren Namen erhalten, da in beiden Fällen das oberste Stockwerk noch heute als „Bibliothek“ bezeichnet wird; hierunter sind nach mittelalterlichem Sprachgebrauch nicht nur die handschriftlichen Bücher, sondern auch der Kirchen-

<sup>3)</sup> R. Münsterberg, Über die Anfänge der Numismatik, Monatsblatt der Numismatischen Gesellschaft in Wien 9 (1914) S. 270; ferner noch R. Noll, Museale Bestrebungen im Altertum, Wiener Blätter für Freunde der Antike 7 (1931) S. 113—116.

schatz und die Urkunden inbegriffen; ein gleichwertiger Ausdruck hiefür ist Sagrer (sacrarium<sup>4</sup>). Das an Alter ehrwürdigste Kunstgut des Landes, der berühmte Tassilokelch von Kremsmünster, welcher aus der Zeit der Gründung (777) stammt, verdankt solcher Verwahrung seine Erhaltung<sup>5</sup>). Namentlich an Wallfahrtsorten wurden die Schatzkammern oder doch einige verehrungswürdige Gegenstände hievon bei festlichen Anlässen dem Volke gezeigt. Ihre Bauform stammt zumeist aus der Spätgotik, als das Glaubensleben des ausgehenden Mittelalters hervorragende Werke schuf, welche noch heute unserer Heimat das Gepräge verleihen.

Nicht nur bei den Kirchen und Klöstern, sondern auch bei den Landesfürsten finden wir schon im Mittelalter museale Ansätze. Bei ihnen war der Hausschatz, der ursprünglich bloß wegen seiner im Stoffe gelegenen Wertbeständigkeit angelegt war, um als rettender Hort in Zeiten der Not zu dienen, der Grundstock eines künftigen, auf die Dauer berechneten Kunstbesitzes. In Österreich erfahren wir von einem solchen zum erstenmal in einem Hausvertrag des Herzogs Rudolf IV. mit seinen Brüdern Albrecht und Leopold aus dem Jahre 1364; darin kamen sie überein, daß ihr Familienschatz an Kleinodien, gemünztem oder ungemünztem Silber oder Gold, Gesteinen oder Perlen oder „wie ez gestalt oder genennet ist“ ihnen allen dreien gemeinsam sein sollte<sup>6</sup>). Noch viel eingehender beschäftigt sich damit eine Urkunde der Herzöge Wilhelm, Leopold und Albrecht aus dem Jahre 1396; sie schließen in ihr eine Übereinkunft, zwei Jahre lang ihren in gemeinsamer Verwahrung befindlichen Hausschatz unberührt zu lassen oder nur in besonderem Notfalle darauf die Hand zu legen, wozu jedoch der herzogliche Kanzler und eine Anzahl von Mitgliedern aus dem hohen Adel ihre Einwilligung geben müßten: nach Ablauf dieser Frist wollten sie eine bleibende Vereinbarung schließen oder, wenn das nicht gelänge, sollten ihre Räte hierüber entscheiden<sup>7</sup>).

Es ist bloß der Dürftigkeit der mittelalterlichen Quellen zuzuschreiben, wenn wir nicht schon aus früherer Zeit solche Urkunden kennen. In diesem Zusammenhange wird eine Nachricht bedeutsam, welche wir dem Verfasser der Stiftschronik von St. Florian verdanken; er meldet, wie es scheint als Augenzeuge, zum Jahre 1297: es sei im Herzogtum Albrechts von Österreichs in der Nähe

<sup>4</sup>) I. Zibermayr, Das oberösterr. Landesarchiv in Linz, 2. Aufl. (1930) S. 13 f.

<sup>5</sup>) Das sagt ausdrücklich der erste Geschichtschreiber von Kremsmünster (um 1300): *vas . . . usque in presentem diem in sacrario conservatur*. *Monumenta Germaniae, Script.* 25 (1880) S. 643. Seine Worte gelten noch heute.

<sup>6</sup>) Ausgewählte Urkunden zur Verfassungs-Geschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter, hg. von E. Schwind u. A. Dopsch (1895) S. 232.

<sup>7</sup>) F. Kurz, Österreich unter Herzog Albrecht IV. (1830) S. 172—174.

von Steyr ein großer Schatz, vorwiegend aus Goldmünzen bestehend, ausgegraben worden, welcher von den Adeligen der Gegend an sich gebracht und zerteilt worden sei. Albrecht habe jedoch seinen Anspruch auf diesen Fund geltend gemacht. Dessen Inhalt sei sehr alt gewesen, da einige Goldstücke die Aufschrift der Faustina, der Tochter des Kaisers Antoninus Pius, führten, welcher im Jahre 140 zur Herrschaft gelangt sei; daraus erhelle, daß sie unter demselben Fürsten geprägt worden seien<sup>8)</sup>. Es ist die erste Nachricht, welche wir von einem Münzfunde in Österreich und Deutschland wissen; sie ist nicht nur deshalb denkwürdig, sondern auch aus dem Grunde hervorhebenswert, als sie zeigt, wie gut der Verfasser sich in der Bestimmung der Münzen zurecht fand und in der römischen Geschichte Bescheid wußte; nicht minder wichtig ist der Hinweis auf das Vorgehen Albrechts, das an jenes von Ferdinand I. erinnert; auch dieser machte im Jahre 1531 als Landesfürst sein Vorrecht auf die Ausfolgung der in seinen Erbländen gefundenen Münzen geltend<sup>9)</sup>; er war freilich bereits Sammler, während bei Albrecht wohl nur der Goldwert und der damit verbundene Gedanke, seinen eigenen Schatz zu mehren, der Anlaß war.

Der Aufbewahrungsort des habsburgischen Hausschatzes war die Wiener Hofburgkapelle, wo im unteren Sager die Kleinodien, in dem oberen die Briefe (Urkunden) verwahrt waren. Das besagen ein Schiedsspruch von 1407 und der Teilungsvertrag des Jahres 1458<sup>10)</sup>. Wir sehen, es ist die in Gotteshäusern übliche Form, welche auch in die Hofkreise Eingang fand. Als Bartholomäus Khevenhüller im Jahre 1558 eine Reise nach Frankreich unternahm, besichtigte er auch den Königsschatz in der Kirche zu St. Denis bei Paris, dessen ausführliche Beschreibung in lateinischer Sprache er mitteilt<sup>11)</sup>. Die Sakristei der Hofburgkapelle war die Keimzelle, aus der nicht bloß die kaiserliche Schatz- und Kammer, sondern auch das habsburgische Hausarchiv erwuchs.

Wie in der Hofburg in Wien, so verwahrten die Habsburger auch in den landesfürstlichen Burgen zu Graz, Innsbruck und Wiener Neustadt ihre Kleinodien, wozu seit dem Ausgang des Mittelalters, als sie die Kaiserwürde erlangten, auch die Amtszeichen dieses Ranges traten. Kurze Zeit, als Friedrich III. seine letzten Lebensjahre in Linz verbrachte, war auch in unserem Schlosse ein Teil

<sup>8)</sup> Monumenta Germaniae, Script. 9 (1851) S. 750 f.; A. Luschn-Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte, 2. Aufl. (1926) S. 108 und dessen Handbuch der österr. Reichsgesch., 2. Aufl. (1914) S. 293 Anm. 13.

<sup>9)</sup> Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des Kaiserhauses 15 (1894) S. LXXX.

<sup>10)</sup> Österreichische Kunsttopographie 14 (1914) S. 43, 48.

<sup>11)</sup> B. Czerwenka, Die Khevenhüller (1867) S. 138—141.

des kaiserlichen Schatzes geborgen; noch im Jahre 1523 waren hier noch Kleinodien hiervon vorhanden<sup>12)</sup>.

Was die Landesfürsten übten, machte ihnen, so gut es ging, der Adel nach. Wir wissen recht wenig davon. Einen nachhaltigen Einfluß auf das Sammelwesen übten die Kreuzzüge. Wenn wir bedenken, wie stark in den späteren Kunstkammern der Einschlag der Türkenkriege zu spüren ist, so ist leicht zu ermessen, daß auch die Fahrten ins heilige Land mit ihren Kämpfen und Abenteuern ihre Spuren in den Burgen hinterließen. Ist doch das Fremdländische geeignet, auf den Menschen eine viel nachhaltigere Anziehung auszuüben als das Einheimische. Die mittelalterlichen Jahrbücher der Klöster berichten ebenfalls viel lieber Weltgeschehnisse als Ereignisse des eigenen Hauses und Landes. Es war doch verlockend, Siegeszeichen, Beutestücke und andere Reiseandenken an kostbaren Teppichen, Prunkzelten, Stickereien, Schmucksachen, Elfenbeinschnitzereien, Perlen und Edelsteinen, Reliquien usw. mit nach Hause zu nehmen und dort als bleibende Erinnerung aufzubewahren. Byzanz und der Islam hatten das Erbe des griechischen Altertums viel umfassender aufgenommen als das Abendland; dazu kamen noch die Märchenwelt des Morgenlandes mit ihren sagenhaften Tieren und Seltenheiten und der Glaube an die geheimen Kräfte dieser fremdländischen Stoffe. Davon wissen noch viel später die Kunst- und Wunderkammern zu erzählen, wobei gerade die letzte Bezeichnung darauf hinweist.

Inzwischen hatte in Italien die Wiedererweckung des Altertums einen großen Fortschritt geschaffen, welcher allmählich auch das Geistesleben der benachbarten Staaten befruchtete. Jetzt erwachte wieder der Sinn für die griechischen und römischen Denkmäler, welche man zu erhalten und sammeln begann; man erkannte, daß die noch vorhandenen Überreste die verlässlichsten Quellen für die Kenntnis des Altertums seien; damit verschärfte sich die Kritik, so daß man erst jetzt vom Beginn einer wissenschaftlichen Erforschung der Vorzeit sprechen kann. In dieselbe Zeit fallen die Anfänge der Beobachtungen des Himmels und der Natur; hier verdienen die Namen der beiden Oberösterreicher Johann von Gmunden und Georg von Peuerbach ruhmvoll hervorgehoben zu werden.

Der Humanismus fand in den Klöstern einen wohl vorbereiteten Boden; ihn hatte die Ordensreform mit ihrer erhöhten Pflege von Kunst und Wissenschaft gelegt. Der reiche Zuwachs an Handschriften, welche der emsige Betrieb in den Schreibstuben brachte,

<sup>12)</sup> Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk, hg. von V. Kraus (1875) S. 85 ff.; Mitteil. des Instituts f. österr. Geschichtsforschung 7 (1886) S. 475; V. Thiel, Die landesfürst. Burg in Graz (1927) S. 34.

und der Ankauf der ersten Erzeugnisse der eben erfundenen Buchdruckerkunst machten in zunehmendem Maße eine Abtrennung der Bücher vom Kirchenschatze notwendig; so entstanden schon damals eigene Klosterbibliotheken und mit ihnen die Grundlagen von wissenschaftlichen Sammlungen. In den handschriftlichen Büchern und Frühdrucken haben wir auch die Anfänge der stiftlichen Kupferstich- und Holzschnittsammlungen zu suchen, da die ersten Einblattdrucke in ihnen als Andachtsbilder eingeklebt wurden. In dieser Hinsicht hat sich besonders Mondsee einen Namen gemacht, welches eine eigene Werkstätte hiefür besaß. Die Ordensreform war ferner eine große Förderin der Kunst; ein prächtiges Gotteshaus war ihr höchstes Ziel; der Kunstschatz des Klosters an gottesdienstlichen Gerätschaften, an Hausaltären und Heiligenbildern hob sich durch sie beträchtlich; daneben fand auch die weltliche Kunst Beachtung und Pflege.

Die großen Errungenschaften der Wissenschaft schufen eine feste Grundlage für unsere Heimatkunde oder bereiteten sie doch vor. Gleichzeitig boten die auf die vertiefte Kenntnis der Natur aufgebauten Fortschritte in der Malerei die Möglichkeit, das gehobene Heimatgefühl und den Stimmungsgehalt unserer Landschaft bildlich zum Ausdruck zu bringen; wir begegnen den ersten erkennbaren Darstellungen aus unserer Gegend, wie wir sie im berühmten Pacher Altar zu St. Wolfgang, in der Umrißzeichnung des Schafberges von Wolfgang Huber (1510) und in den von Freude am Licht erfüllten Gemälden und Landschaftsbildern Albrecht Altdorfers antreffen<sup>13)</sup>. Das erhöhte Persönlichkeitsgefühl mit seiner Vorliebe für die Porträtkunst und der große Aufschwung in der Bildhauerei und Malerei bewirkten zusammen einen solchen Wandel, daß wir von der Jahrhundertwende an eine stattliche Zahl lebenswahrer Bildnisse von Landeskindern anführen können. Wenn wir von dem herrlichen Grabdenkmal des Bischofs Friedrich Mauerkircher (gest. 1485) in der Stadtpfarrkirche zu Braunau absehen, da das Innviertel damals noch zu Bayern gehörte, so ist hier zunächst die demselben Meister (Hans Valkenauer) zugeschriebene Grabfigur des Landeshauptmannes Wolfgang von Polheim (1512) in dem von ihm gestifteten Gotteshause der Paulaner zu Oberthalheim zu nennen; ihr gehen voraus, bezw. folgen zwei aus der Werkstätte Jörg Gartners stammende Grabsteine des Eustach und der Dorothea Albrechtsheimer (1508) und des Jörg Pernpeck (1516) zu Engelszell sowie jener des Baumeisters Wolfgang Tenk (1513) in der Stadtpfarrkirche zu Steyr; die beiden Bildnisse des Propstes Peter Maurer zu Sankt Florian auf dem Altarwerk Altdorfers in der Stiftsgalerie (1518) und

<sup>13)</sup> I. Zibermayr, Die St. Wolfganglegende, 80. Jahresber. des oberösterr. Musealvereines (1924) S. 193—196 (Sonderabdruck S. 57—60).

am Grabe seiner Eltern im dortigen Friedhofe (1522) zählen gleichfalls hieher; die Personenmedaille des Landeshauptmannes Wolfgang Jörger (1518) ist ebenfalls hier einzureihen usw. Bald hernach begegnen wir Versuchen, unsere Heimat auf der Karte darzustellen; dem Humanisten Wolfgang Lazius verdanken wir die erste Karte Österreichs und unseres Landes (1545), welche sich erhalten hat.

## II.

### Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance.

In Österreich tritt dieser Wendepunkt augenfällig seit Kaiser Maximilian I. (1493—1519) in Erscheinung; er war selbst ein großer Freund von Kunst und Wissenschaft; um sein Hoflager scharten sich Gelehrte und Künstler. Wir hören damals zum erstenmal von einer Vereinigung gleichgesinnter Männer, welche ihr Leben den Musen weihten: es ist die von Konrad Celtis nach italienischem Vorbilde geschaffene Donaugesellschaft in Wien, welche, allerdings bloß für ganz kurze Zeit, als geistiger Mittelpunkt neben die dort schon im Jahre 1365 gegründete Hochschule trat. Als Träger der Bildung erscheinen jetzt nicht mehr ausschließlich Geistliche, sondern hauptsächlich Männer weltlichen Standes. Unter Maximilian I. begann jenes bewußte Aufsuchen und Zusammenbringen geschichtlich wertvoller Überreste der Vergangenheit, welches unseren wissenschaftlichen Sammlungen eigen ist; es waren zunächst alte Chroniken — er wollte eine Geschichte seines Hauses verfassen lassen — und „heidnische Pfennige“ (römische Münzen)<sup>14</sup>). In den von ihm angelegten Zeughäusern dürfen wir den Grundstock der herrlichen Waffensammlung der Habsburger sehen. Ist er selbst der Begründer des österreichischen Archivwesens geworden, so ist sein Nachfolger und Enkel Ferdinand I. als Stifter der damals im Minoritenkloster untergebrachten Hofbibliothek und der aus dem Hausschatze herausgewachsenen Kunstkammer in Wien zu bezeichnen. Schon die Umbildung des Wortes „Schatz“ in „Kunst“ weist auf den eingetretenen Fortschritt hin; neben die mittelalterliche Form der Schatzkammer trat als neue Gattung die Kunstkammer der Renaissance; legte jene in der Bezeichnung das Hauptgewicht auf

<sup>14</sup>) Konrad Peutingers Briefwechsel, hg. v. E. König. (1923) S. 128, 131, 133 f.

die Kostbarkeit des Stoffes, so hob diese dessen Veredelung durch die menschliche Arbeit hervor. Die Urkunden fanden jetzt in „Briefgewölben“ eine eigene Verwahrung. Noch bemerkenswerter ist die Fürsorge des letztgenannten Herrschers für die Zukunft: einen Teil des habsburgischen Familienschatzes, eine Truhe mit Münzen und anderen Altertümern, erklärte er in seinem letzten Willen (1554) als ein unteilbares und unveräußerliches Gut für seinen Erstgeborenen Maximilian II. Seine Söhne sahen nicht nur diese Anordnung ihres Vaters als dauernd an, sondern bestimmten auch im Jahre 1564 zwei Gegenstände hieraus, eine kunstvolle Agatschale aus dem Altertum, welche als Taufschüssel Verwendung fand, und ein in Form einer spätgotischen Waffe verarbeitetes Einhorn als ewiges Fideikommißgut; beide Kleinodien sind denn auch noch heute in der Wiener Schatzkammer erhalten<sup>15)</sup>. Das Einhorn war ein pferdeähnliches Fabeltier, welches ein geradeaus stehendes Horn auf der Stirne führte; es war dieses in Wirklichkeit ein Narwalzahn; schon die ältesten Völker schrieben ihm zauberische Kraft und Wunderwirkung gegen Gift und Krankheit zu, so daß wir die besondere Obsorge, den kunstvoll verarbeiteten Zahn bei der Herrscherfamilie dauernd zu erhalten, verstehen. Auch in ihren anderen Residenzen hatten die Habsburger ihre Kunstkammern; es sei da nur der berühmten Sammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol auf Schloß Ambras bei Innsbruck und jener des Kaisers Rudolf II. in Prag gedacht.

In Oberösterreich konnte eine landesfürstliche Kunstkammer nicht entstehen, da hier niemals auf längere Zeit ein Herrschersitz war. Bei uns waren im Mittelalter bloß die Klöster geistige Mittelpunkte. Mit dem Aufkommen des Humanismus treten hinzu noch die Schlösser der Adeligen und ihr gemeinsamer Vertretungskörper, die Landstände in Linz. In eben dieser Zeit hatten sie ihrem Lande eine gewisse Selbständigkeit erkämpft; ein weithin sichtbares Sinnbild dieser Bestrebungen ist das um 1570 entstandene prächtige Landhaus in Linz: dort war nicht nur der Tagungsort ihrer Versammlungen, der Landtage, und der Sitz ihrer Ämter und ihres eben damals entstandenen Archivs, sondern auch die Landschaftsschule für die adelige Jugend. An ihr wirkten hervorragende Lehrkräfte, darunter der große Astronom Johann Kepler; für ihre Zwecke wurde eine Bücherei angelegt, die bald Berühmtheit erlangte. Kostbare Einrichtungsgegenstände und Bilder, reiches Tafelgeschirr für die adeligen Hochzeiten, eine Rüstkammer usw. schufen von selbst allmählich ein natürliches Museum und den ersten geistigen Mittelpunkt in der Landeshauptstadt. Der Brand des Landhauses im Jahre

<sup>15)</sup> H. Voltolini, Ein Familienfideikommiß im Hause Habsburg, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 21 (1928) S. 168 f. (Redlich-Festschrift.)

1800 hat das alles bis auf geringfügige Reste vernichtet. Das prächtige Renaissanceportal an der Nordseite und der stimmungsvolle Raum des alten Landtagssaales gewähren uns nur einen schwachen Abglanz der früheren Herrlichkeit; noch mehr geben uns der Prachtbau des Landhauses in Graz mit dem Zeughause und die kunstvolle Inneneinrichtung des Ständesitzes in Wien, noch heute die schönsten Renaissancezimmer der ehemaligen Kaiserstadt, von der Größe des Verlustes eine dunkle Vorstellung.

Der Rangstreit mit der steirischen Landschaft führte unsere Stände von selbst auf den Weg, die eigene Vergangenheit zu erforschen. Wir begegnen daher schon damals den ersten Versuchen einer Landesgeschichte. Der als Landschaftshistoriker bestellte Hieronymus Megiser sollte in ihrem Dienste eine Landeschronik verfassen; sie kam zwar nicht zur Vollendung, aber dafür besitzen wir die *Annales historici* von Richard Strein von Schwarzenau (gest. 1600) als ersten Versuch einer Landesgeschichte; er hat hiebei auch die römischen Inschriftensteine beachtet und eine Anzahl von ihnen in seinem handschriftlichen Werke abgezeichnet<sup>16)</sup>. Der Geschichtschreiber der Stadt Steyr Valentin Preuenhueber, welchem wir die erste Stadtgeschichte verdanken, hat sie in seinem etwas später (1652) im Drucke erschienenen „Historischen Katalog“ ausgiebig benützt.

Es war die große Blütezeit des Adels, der mit dem Ausbruche der Glaubensspaltung die führende Stelle erlangte; im Gegensatze zum Herrscherhause hatte er sich fast ausnahmslos der Lehre Luthers angeschlossen. Dasselbe geistige Streben, welches wir beim Bau und der Einrichtung des Landhauses feststellen können, läßt sich jetzt in den Schlössern des Landes verfolgen; manche von ihnen wurden Brennpunkte von Kunst und Wissenschaft mit reichhaltigen Büchereien und Sammlungen. Wir dürfen freilich die letzteren nicht mit unseren Augen messen; von Kunst in geläutertem Sinne ist noch nicht viel zu spüren; es überwiegen die Kunstfertigkeit, die Künstelei, und das Absonderliche, die Kuriosität und Rarität, wie man sagte. Manche Gegenstände in ihnen — und noch dazu die gerühmtesten — verdanken einzig und allein dem Aberglauben ihre besondere Wertschätzung; sie sind laut rufende Zeugen für dessen Unausrottbarkeit, da wir ihnen zum Teil schon in den griechischen Tempelschätzen begegnen.

Der hohe Wert der damaligen *Schloßbibliotheken* als Gradmesser des geistigen Fortschrittes ist bekannt. Wir müssen jedoch noch hinzufügen, daß ursprünglich mit ihnen auch Sammlungen verbunden waren. Das können wir deutlich aus dem noch vorhandenen Bücherverzeichnis des *Job Hartmann Freiherrn*

<sup>16)</sup> Zibermayr, Das oberösterr. Landesarchiv S. 58 u. 105.

von Enenkel ersehen, welcher als der Letzte seines Stammes im Jahre 1627 gestorben ist; er hat sich einen guten Ruf als Genealoge verschafft und war ein Mann von gelehrten Neigungen. Das zeigt auch seine reichhaltige Bücherei. Sein Lieblingssitz war das jetzt nicht mehr bestehende Schloß Leombach bei Wels, wo er sich eine bedeutende Urkundensammlung anlegte; dort müssen wir daher auch seine Bibliothek suchen. In ihr verwahrte er nicht nur Bücher und Schriften, sondern auch Münzen, worunter er die römischen einzeln anführt, Bilder, Mineralien, Muscheln, mathematische und astrologische Instrumente usw. Besonders hervorzuheben sind „ein antiquitetisch erdin (irdenes) geschir, so under der erd in ein heidnisch grab gefunden worden“ sowie eine römische Merkurstatue, welche vor dreißig Jahren bei der Stadt St. Pölten ausgegraben und vom dortigen Propst mit anderen Fundgegenständen seinem Vater geschenkt wurde<sup>17)</sup>. Zeigen solche Bemerkungen den gelehrten Grundzug seines Wesens, so verraten andere Angaben, daß er trotzdem in den übrigen Dingen über die Anschauungen seiner Zeit sich nicht erhob: er erwähnt dreimal hintereinander Teile eines Einhornes und an anderer Stelle ein schönes Straußenei, das in den damaligen Sammlungen häufig zu finden ist und schon in den griechischen Tempelschätzen vorkommt.

Von anderer Art waren die Sammlungen des freiherrlichen Geschlechtes von Oedt; es besaß Götzendorf und Helfenberg. In dem letztgenannten Schlosse, welches im Jahre 1607 neu erbaut worden war, hatte Wolf von Oedt zu dem reichen Besitz seiner Familie an Schmuckgegenständen und Tafelgeschirr viele Andenken von seinen weiten Reisen in fremde Länder zusammengebracht: Waffen, Krüge, seltene Gesteine „von besonderer Heilkraft“, Meerschnecken, Muscheln, Märbelsteine (Marmor), Krebscheren, Straußeneier aus England, wo er die legenden Vögel selbst sah, Elefantenzähne, denen gleichfalls die Kraft zugeschrieben wurde, dämonische Einflüsse abzuwehren, indianische und türkische Gerätschaften usw.; auch mathematische Instrumente, optische Gläser, künstliche Uhrwerke und Spielereien gewerblicher Kleinkunst nennt er in seinem Verzeichnisse; ferner besaß er eine Sammlung von Wachsstöcken und Rosenkränzen; er war zudem ein großer Bücherfreund, ordnete und beschrieb das Archiv seines Geschlechtes und legte eine Sammlung von Aktenstücken über die Bauernkriege der Jahre 1596 und 1626 an; er betätigte sich selbst als Drechsler, machte Versuche als Mechaniker und widmete dem Gartenbau große Sorgfalt; besonders hervorzuheben ist noch die

<sup>17)</sup> Landesarchiv Linz, Schlüsselberger Archiv Nr. 169, S. 768 u. 771. Die Reste der Bücherei Enenkels kamen ein Jahrhundert später in die Stiftsbibliothek Schlierbach.

Gemäldesammlung des Schlosses, von welcher er außer den Bildern seiner Ahnen und Landesfürsten sowie des Schwedenkönigs Gustav Adolf ein Familienbildnis des Kaisers Karl V. anführt „auff holtz gemalln von dem in aller welt weith berümbten künstler Arbrech Dürer“, wobei wir freilich nicht wissen, ob es wirklich echt war<sup>18)</sup>.

Die größte Schloßsammlung, welche wir aus damaliger Zeit kennen, verdankte Joachim Enzmiller auf Windhaag bei Perg ihr Entstehen. Dieser war ein aus Schwaben eingewanderter Rechtsanwalt, welcher durch seine Geschicklichkeit und seinen bei der Durchführung der Gegenreformation bewiesenen Eifer zu großem Reichtum gelangt war; er ließ sich ein prächtiges Schloß zu Windhaag bauen, worin er eine berühmte Bibliothek und eine ansehnliche Kunstkammer anlegte. Von dieser besitzen wir eine ausführliche handschriftliche Beschreibung aus dem Jahre 1666 und einen kurzen gedruckten Bericht in der bekannten Topographia Windhagiana (1673), deren reiche Bilderbeigaben uns noch eine bessere Vorstellung verschaffen, als es die geschriebenen Worte vermögen; die Sammlungen waren dort nicht mehr mit der Bücherei verbunden, aber in unmittelbarem Anschluß an sie aufgestellt und hatten keinen eigenen Eingang; sie wachsen somit — und das weist auf die ursprüngliche Zusammengehörigkeit hin — gleichsam aus der Bücherei heraus, als beide so groß geworden waren, daß sie nicht mehr in einem Raume Platz finden konnten. Ihren Mittelpunkt bildete sowohl im Inhalt als in der Aufstellung ein großer Münzkasten mit 600 Schubladen; er enthielt gegen 20.000 Münzen. Ihr Kern war die von Christoph Adam Fernberger im Jahre 1615 begonnene und durch fünfzig Jahre fortgesetzte Sammlung. Nach dessen Ableben kaufte sie der neue Graf von Windhaag mit der Kunstkammer und brachte sie in sein Lieblingsschloß; sie genoß schon, als sie noch in Wien verwahrt wurde, einen solchen Ruf, daß sie der als Bilderfreund bekannte Erzherzog Leopold Wilhelm persönlich besichtigte. Das schon weist darauf hin, daß sie zahlreiche Gemälde enthielt, wie auch der gedruckte Bericht ausdrücklich hervorhebt; namentlich waren Bildnisse vertreten, unter ihnen „ein khinstliches contrafe des erzkhözers Luthers de a<sup>o</sup> 1531“; die Meister sind nicht genannt. Im übrigen findet sich der herkömmliche Inhalt vor: ein buntes Gemisch aus Natur, Kunst und Aberglaube, das in seiner Gesamtheit das Absonderliche und Fremdländische bevorzugt. Stark vertreten sind wieder türkische Gegen-

<sup>18)</sup> Das ausführlich gehaltene Inventar befindet sich im oberösterr. Landesarchiv, Götzendorfer Archiv Nr. 2; die Dürer-Stelle auf fol. 281; vergleichsweise hat es schon L. Pröll, Ein Blick in das Hauswesen eines österreichischen Landedelmannes aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, 38. u. 39. Jahresbericht d. Staatsgymnasiums im 8. Bezirke Wiens (1888/89) verwertet.

stände wie Trinkgeschirre, Löffel, Betten; dazu kommen noch ausländische Kleidungen; unter den „Sachen zur gedechtnus aufzubehalten“ wird „dess khönigss auß Schweden Gustauis kragen mit bluet besprizt, welchen er solte am halss gehabt haben, alss er bey Lizl (Lützen) erlegt worden“ erwähnt<sup>19)</sup>. Als Glanzstücke sind wieder das sagenhafte Einhorn, ein Rhinoceros oder Nashorn und ein mit drei goldenen Reifen eingefasster Bezoar zu nennen. Die beiden ersteren waren in Lebensgröße in Bildhauerarbeit hergestellt, das eine führte ein echtes Horn (Narwalzahn) auf dem Kopf, das andere auf der Nase; jedes von ihnen galt als Schutzmittel gegen Vergiftung und stand deshalb hoch im Preise; ebenso wurde den Bezoaren, deren Herkunft damals ebenfalls umstritten war, Heilkraft gegen Gift zugeschrieben; heute wissen wir, daß sie Magensteine von asiatischen Wildziegen oder Kamelen waren. Ihnen wie den Edelsteinen<sup>20)</sup> und Korallen schrieb die damalige Naturlehre geheime Kräfte zu, so daß sie als Schutzmittel gegen die Gefahren des Lebens sehr gesucht waren, ja als Wertmesser der Sammlungen galten. Da Enzmiller bloß eine Tochter hatte, welche Dominikanerin wurde, so vermachte er seine Kunstkammer (mit Ausnahme des Münzkastens) und „darunter in specie das Einhorn sammt dem rinocerote und den ganz in goldt eingefassten Bezoar“ dem von ihm gestifteten Nonnenkloster in Windhaag<sup>21)</sup>; seine stattliche Bücherei, deren Grundstock die gerühmte Büchersammlung Helmhart Jörgers von Steyregg war, bestimmte er nach Wien, wo sie heute einen Teil der Universitätsbibliothek bildet; es verdient hervorgehoben zu werden, daß er sie schon damals dem öffentlichen Gebrauche widmete. Sein herrliches Schloß ließ seine Tochter niederreißen und dessen Steine für einen Neubau des Klosters verwenden.

Alle drei Sammlungen bieten nicht nur ein Bild der Zeit, sondern auch der Persönlichkeit ihrer Begründer; wir finden den Gelehrten, den vielgereisten Kunstfreund aus alt-adeligem Geschlechte und den eben zum Reichtum gelangten Mäzen, dessen Besitz eben so rasch dahinschwindet, als er erworben wurde. Es machte sich gleichzeitig das Bestreben geltend, den alten Hausbesitz bei der Familie zu

<sup>19)</sup> Inventarium über die geweste Fernbergische aniecz aber Windhaagerische Kunstcammer (1666). S. 96 u. 112 im Landesarchiv (Musealarchiv).

<sup>20)</sup> Unter ihnen waren die Diamanten nicht nur wegen ihrer Seltenheit und Kostbarkeit, sondern auch wegen der ihnen zugeschriebenen Zauberkraft besonders geschätzt. Es sei da aus dem Familienschatze der Lamberge in Steyr die diamantene Hutschnur erwähnt, welche in den Fideikommißurkunden wiederholt beschrieben wird.

<sup>21)</sup> H. Hitzinger, Leben, Wirken und Stipendienstiftung des Joachim Grafen von und zu Windhag (1882) S. 62. Die beiden ersteren sind in der Topographia Windhagiana abgebildet.

erhalten; man bediente sich hiebei der eben damals aufgekommenen Fideikomnisse oder Majorate mit dem Vorrecht des Erstgeborenen als Stammhalters; ihnen verdanken wir die Rettung so manchen Kunst- und Schriftgutes. Wie sehr in der Blütezeit des Adels das geistige Streben im Werte stand, zeigt uns die Familienchronik, welche Georg Christoph von Schallenberg für seine Kinder um das Jahr 1650 verfaßt hat: der Älteste soll auf dem Stammhause als dem Fideikommißgute ein Briefgewölb (Archiv), eine Kasse, Bibliothek, Kunstkammer und ein Zeughaus (Rüstkammer) halten; seine Söhne mögen auf ihre Familienschriften sehr bedacht sein; sie sollen ferner für würdige Grabdenkmäler sorgen und an Ausgaben für ihre Bildnisse nicht sparen, „sondern alle zehn iar sich, sein weib, kindter, brieder abmallen lassen von einem gueten mahler, es koste, was es wöll“<sup>22)</sup>; den ehemaligen Reichtum an Familienbildern verraten noch heute die dürftigen Reste in den Ahnensälen unserer Schlösser. Die emsige Pflege der Zeitgeschichte zeigt sich in zahlreichen Briefbüchern, wie wir sie den Brüdern Hans und Franz Christoph Khevenhüller und dem Landeshauptmanne Hans Ludwig Kuefstein verdanken<sup>23)</sup>. Die Ausweisung des protestantischen Uradels im Jahre 1627 und noch mehr das frühzeitige Aussterben zahlreicher einheimischer Geschlechter hat dem alten Kunst- und Schriftgute arg zugesetzt; Brände und Verkäufe haben ihm gleichfalls vielen Schaden zugefügt. Mit der Auswanderung des einheimischen Adels schwand dessen Blüte dahin; der im Lande verbliebene Teil hielt wohl in der Pflege von Kunst und Wissenschaft die alten Vorbilder noch aufrecht, aber nach einem Menschenalter, als ein neues Geschlecht herangereift war, begann der Verfall.

Wir wollen noch auf ein Werk hinweisen, welches uns den Übergang deutlich aufzeigt; es gewährt uns nicht nur einen seltenen Einblick in das damalige Landleben, sondern ist auch als letzter Gruß eines wegen seiner Glaubenstreue Verbannten an sein Vaterland ein ehrwürdiges Denkmal der Heimatliebe. Der Verfasser ist Wolf Helmhart Freiherr von Hohberg; er war ein gebürtiger Niederösterreicher (Lengenfeld bei Krems) und widmete sich zunächst dem Soldatenstande; im Jahre 1659 brachte ihm seine Gemahlin, die Witwe des letzten Rohrbachers, dessen Besitzungen zu Klingenbrunn und Haag im Bezirke Amstetten zu, welche er 1664 verkaufte, da nunmehr auch in Niederösterreich der protestantische Adel das Land verlassen mußte; er zog in die freie Reichsstadt

<sup>22)</sup> Taschenbuch für vaterländische Geschichte, hg. von J. Hormayr 26 (1837) S. 224.

<sup>23)</sup> Zibermayr, Das oberösterr. Landesarchiv S. 103 f.

Regensburg. Dort hat er in hohem Alter sein Werk: „Georgica Curiosa oder Adeliches Land- und Feldleben“ vollendet, welches zu Nürnberg in zwei Bänden im Jahre 1682 erschien; es ist den Ständen der beiden Erzherzogtümer Österreich unter und ob der Enns gewidmet; es fand bald solchen Anklang, daß sein Nürnberger Verleger nach des Verfassers Tode (1688) vermehrte Auflagen herausgab und einen dritten Teil anfügte, welcher noch im Jahre 1749 neu aufgelegt wurde. Wie kein zweites Werk behandelt es eingehend unsere damalige Landwirtschaft in allen ihren Zweigen; in den Stellen, wo es die Tiere, Pflanzen und Gesteine bespricht, ist es als eine der ersten Naturkunden, welche in Oberösterreich verbreitet wurden, zu betrachten; es ist ein Ratgeber für den Landwirt als Wirtschaftler und Bauherrn wie als Hausarzt für Menschen und Tiere. Wenn auch der Verfasser sein Hausbuch für ganz Deutschland gelten lassen will, so hat er gleichwohl in einigen Abschnitten sein Vaterland besonders berücksichtigt: er behandelt u. a. das österreichische Rechtsleben, Eisen- und Salzwesen und die Fischzucht im Attersee usw. Hohberg ist ein Vertreter der reinen Nützlichkeit; ihm fehlt der Sinn für Kunst, welche er, der sonst alle möglichen Dinge heranzieht, nicht berührt. Die Glanzzeit des Adels war, als er sein Wirtschaftsbuch verfaßte, schon vorbei; er warnt im ersten Buche vor unnötigem Bauen und gesteht solches nur „großen Herren und reichen Prälaten“ zu. Die Wissenschaft schätzt er nur soweit, als sie Nutzen und Gewinn für die Landwirtschaft bringt; er sagt hierüber im Vorworte: „nulla enim professio amplior, quam oeconomia, quae fundamentum et origo est omnium statuum: Ja sie ist gleichsam ein Ocean, in welchen von allen Faculteten und Wissenschaften die Canales, Ströme und Bäche von sich selbst einfließen und von dannen wieder in ihre Ursprünge dort und da perpetua quasi pericycloi, von einem in das andere sich einleiten und austheilen.“ In solchen Worten bekundet sich schon eine Auffassung, welche nachmals die Aufklärung ausbaute und als Lehre verkündete; die späteren Ackerbaugesellschaften und ersten Landesmuseen in Österreich sind aus solchen Gedankengängen erwachsen.

Von der Sammeltätigkeit des oberösterreichischen Adels aus späterer Zeit wissen wir recht wenig; unsere Adelsarchive würden uns da gewiß noch so manche Aufschlüsse geben. Es soll hier bloß Graf Gundacker Thomas Starhemberg, der Stifter des nach ihm benannten Fideikommisses, aus dem Grunde als Kunstsammler genannt sein, als er an altdeutschen Tafelbildern schon zu einer Zeit, welche für sie noch nicht viel Verständnis aufbrachte, ein „absonderliches wollgefallen“ hegte. So sagt sein Schwiegersohn Graf Ferdinand Weissenwolff in einem Schreiben vom 5. Mai

1725 an den Propst Heinrich Fürsten von Spital am Pyhrn, den Erbauer der prächtigen Stiftskirche: er habe erfahren, daß sich in dem dortigen Kreuzgang „gewüsse stuckh, in welchen das vellige leyden Christi sambt der auferstehung auf holz al antique gemahlen und zu St. Leonhard ein stuckh, dann die vierzehen nothhelfer in einer creuzsahulen ohnweith Spittäll sich befindten“; er ersucht nun den Propst, sie ihm für seinen Schwiegervater zu überlassen, für den er schon an verschiedenen Orten „dergleichen alte gemähl“ erworben habe; er wolle dem Stift hiefür andere Bilder abtreten. Der Propst erwidert, er habe zwölf Stück für seinen Zweck bereitgestellt und müsse noch die Genehmigung seines Stiftes einholen<sup>24)</sup>. Das Starhembergische Schloßmuseum in Eferding verwahrt bloß mehr vier Gemälde auf Holz, welche von einem Flügelaltar stammen und die Vituslegende betreffen und eine auf gleichem Untergrund gemalte Geburt Mariens aus der Zeit um 1500<sup>25)</sup>. Eine sehenswerte Gemäldesammlung dürfte das Schloß Steyregg besessen haben; sie ist jedoch im Jahre 1770 ein Opfer der Flammen geworden<sup>26)</sup>.

Mit der Wiedereinführung der katholischen Lehre hoben sich wieder das künstlerische Leben und die Pflege der Wissenschaft in den Klöstern; diese waren vorübergehend durch den Ausbruch der Glaubensspaltung zurückgegangen und hatten die geistige Führung dem Adel abtreten müssen; jetzt, nach dem Siege über ihn und die aufständischen Bauern, knüpften sie mit gestärkter Kraft dort an, wo sie vor einem Jahrhundert stehen geblieben waren. Die errungene Machtstellung kommt deutlich im Bauschaffen zum Ausdruck; dieses begnügt sich bald nicht mehr mit Ausbesserungsarbeiten, sondern geht in steigendem Maße zu Neubauten über, welche in ihrem gewaltigen Ausmaß und durch die Kunst ihrer Ausführung noch heute unsere Bewunderung erregen. Es sind zunächst italienische Meister, aber bald hernach treten an ihre Stelle einheimische Kräfte. Ihre herrlichen Leistungen sind als österreichischer Barockstil weltbekannt geworden und verleihen unserer Landschaft ein eigenartiges Gepräge; sie sind im Übermaß und in der Pracht ihrer Ausstattung ein hehrer Abglanz der Heldenzeit Österreichs, welches damals in siegreichem Kampfe gegen die Türken zur Großmacht erwachsen war.

Wie in den Schlössern entstanden jetzt in den Ordenshäusern eigene Kunstkammern; dort wurde alles das, was sich an entbehrlichen Kunstwerken in der Kirche, in der Abtei und in den Gast-

<sup>24)</sup> Landesarchiv Linz, Spitaler Akten Bd. 614.

<sup>25)</sup> O. Oberwalder, Die Stadt Eferding (1925) S. 92.

<sup>26)</sup> G. H. Heinse, Linz und seine Umgebungen (1812) S. 102.

zimmern aufgesammelt hatte, an einer Stelle vereinigt; die Schatzkammern der Sakristeien waren hiefür nicht nur zu klein geworden, sondern auch das Eindringen weltlicher Kunst führte von selbst zu einer solchen Teilung. Da die Klöster eine weit ältere Kultur aufweisen als der Adel, war in ihren Sammlungen der kunstgeschichtliche Gehalt viel stärker als in jenen der Schlösser, welche in der Hauptsache doch nur jüngeres Kunstgut verwahrten. Einen großen Fortschritt der Sammlungen auf dem Wege wahrer Kunst brachte die umfassende Bautätigkeit; jetzt auf einmal wird eine Masse alten Kunstbesitzes durch neue Werke ersetzt und damit frei. Es ist schon oft beklagt worden, daß die barocke Zeit die mittelalterlichen Denkmäler erbarmungslos vernichtete; bei schönen Bildern und in besonderen Fällen hat sie doch auch Ausnahmen gemacht. Der längere Aufenthalt hervorragender Künstler in den Klöstern wirkte läuternd auf den Kunstgeschmack; in mehreren Fällen flossen zudem ihre Handzeichnungen und Skizzenbücher den Stiftssammlungen zu. So verwandeln sich die Kunstkammern immer mehr zu wirklichen Hausmuseen; sehr wichtig für ihre Entwicklung war der bedeutende Zuwachs an Räumen, welchen die Neubauten schufen.

Die erste Kunde von einer Kunstkammer in den Stiften erhalten wir aus St. Florian; dort legte der tüchtige Propst Leopold Zehetner (1612—1646) eine solche an und bestimmte für sie ein geräumiges, heute als Winterspeisesaal dienendes Gemach in dem von ihm erbauten Propsteitrakt; er ließ ferner die Stiftskirche, welche in ihrem gotischen Gewande dem neuen Geschmack nicht mehr entsprach, gründlich umgestalten und hiebei die Flügelaltäre beseitigen und neue Altarbilder anfertigen<sup>27</sup>). Es liegt nun nahe, beide Nachrichten in der Weise zu verbinden, daß der Umbau der Stiftskirche der Anlaß zur Anlage der Kunstkammer war, zumal der genannte Propst als Bilderfreund gerühmt wird. Was er begonnen, setzte sein späterer Nachfolger Propst David Furmann (1667—1698), der Erbauer der jetzigen Stiftskirche, fort. Als die Kunstkammer wenige Jahrzehnte später verlegt wurde, umfaßte sie einen Bildersaal und eine kleine Kunstkammer, bestand also schon damals in der Hauptsache aus Gemälden. Ihr größter Förderer war Propst Matthäus Gogl (1766—1777), welcher große Summen für den Ankauf von Bildern verausgabte; auch durch Schenkungen und aus dem Nachlasse einzelner Stiftsmitglieder flossen ihr Erwerbungen zu. Gleichwohl hat sie ihre ursprüngliche Eigenart bis heute bewahrt: ihr Hauptwert besteht in den altdeutschen Gemälden; ihre

<sup>27</sup>) A. Czerny, Kunst- u. Kunstgewerbe im Stifte St. Florian (1886) S. 88, 146 f., 296.

Glanzstücke sind die Bilderfolgen Albrecht Altdorfers, welche trotz späteren Einbußen in solcher Geschlossenheit nirgends zu finden sind; gerade sie zeugen für die Übernahme des Bildschmuckes der früheren Stiftskirche in die Kunstkammer und weisen auf deren frühes Entstehen hin.

Die Gemäldesammlung von Kremsmünster zeigt dasselbe Gepräge; auch dort spricht der verhältnismäßige Reichtum an alten Tafelbildern für das gleichzeitige Entstehen der Kunstkammer mit dem Umbau des gotischen Münsters; in dem ebengenannten Kloster gilt dessen größter Bauherr und Erneuerer der Stiftskirche Abt Erenbert Schrevogl (1669—1703) als Begründer der Bildergalerie und Kunstkammer<sup>28)</sup>. Perlen altdeutscher Kunst hat schon früh Mondsee besessen; wir wissen, daß von dort ein Marienbild Albrecht Dürers Kurfürst Maximilian I. von Bayern, der begeisterte Verehrer seiner Kunst, im Jahre 1608 ankaufte<sup>29)</sup>; die wenigen Gemälde, deren Herkunft aus dem aufgehobenen Ordenshause wir kennen, gehören gleichfalls der Großzeit deutscher Kunst an. Auch Lambach ist hier zu nennen. Die späteren Vermehrungen der Stiftssammlungen erfolgten zumeist durch Ankäufe; für diese spielten ebenso wie bei dem Adel die bekannten Linzer Jahrmärkte eine bedeutende Rolle.

Die Kunstkammern unserer Ordenshäuser beschränkten sich zu ihrem Vorteil in der Hauptsache auf Gegenstände der Kunst; sie sind in ihrem Entstehen die ersten bewußten Zeugen des Denkmalschutzes, welche wir im Lande besitzen. Die wissenschaftlichen Sammlungen waren dort zumeist mit den Stiftsbibliotheken verbunden<sup>30)</sup>. Außer den Gemälden finden wir in den klösterlichen Kunstkammern ebenso wie auf den Schlössern Werke der Bildhauerkunst, Elfenbeinschnitzereien, gekünstelte Drechslerarbeiten, schöne Gläser, Erzeugnisse der Töpferkunst, Uhren, kunstreiche Arbeiten aus Gold und Edelmetall, zierliche und kostbar gefaßte Trinkgefäße aus Straußeneiern und Kokosnüssen usw. An manchen Gegenständen unserer Stiftssammlungen läßt sich ihre Herkunft aus der alten Kunstkammer schon an ihrer Beschaffenheit und Bestimmung feststellen. So verwahrt das Kunstkabinett von Kremsmünster eine Nephritschale aus dem siebzehnten Jahrhundert, welche schon durch die Ausschmückung ihrer Henkel mit goldenen Schlangen auf ihren Zweck hinweist: sie war als Giftschale verfertigt, da der schwer zersprengbare Stein nach uraltem Glauben

<sup>28)</sup> Th. Dorn, Abriß der Baugeschichte Kremsmünsters (1931) S. 57.

<sup>29)</sup> Zibermayr, Die St. Wolfganglegende S. 193 (57).

<sup>30)</sup> In der Kunst- und Raritätenkammer des Klosters Göttweig in Niederösterreich waren, wie ein Stich um 1740 zeigt, Kunst- und Naturgegenstände vereinigt. Kirchenkunst 4 (Wien, 1932) S. 105.

etwa hineingegossenes Gift unschädlich machte<sup>31</sup>). Die kommende Zeit der Aufklärung hat die Sammlungen von solchen Gegenständen des Aberglaubens gesäubert, soweit sie nicht kostbar gefaßt und verarbeitet waren. Die gleiche Kunstkammer besitzt ferner ein prunkvolles, in Elfenbein geschnitztes Uhrzifferblatt, auf welchem das fabelhafte Einhorn als mittelalterliches Sinnbild der Unschuld dargestellt wird, indem es den Wagen der Keuschheit zieht<sup>32</sup>).

Schon bei den Sammlungen des Adels war eine Vorliebe für türkische Schaustücke wahrzunehmen; das gleiche gilt für die Ordenshäuser. Der Kampf gegen den damaligen Erbfeind drückte sich auch in den Sammlungen aus; dieselbe Freude über den ruhmreichen Ausgang der Türkenkriege verkünden ja noch heute mancherlei Darstellungen der Malerei und Bildhauerkunst in den damaligen Klosterbauten; es ist da namentlich das gleich nach der Befreiung Wiens (1683) neu geschaffene Chorherrenstift St. Florian zu nennen, welches in seiner Ausschmückung ein Siegestempel über den endgültig überwundenen Halbmond geworden ist. Kremsmünsters größter Kunstfreund, der schon genannte Abt Erenbert Schrevogl, kaufte nach dem Entsatze Wiens eine aus 423 Stücken bestehende türkische Rüstkammer<sup>33</sup>). Vom kunstsinnigen Abte Maximilian Pagl in Lambach (1705—1725), welchem wir die herrliche Dreifaltigkeitskirche in Stadl-Paura verdanken, wissen wir, daß er neben naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Gegenständen vor allem türkische Sachen erwarb<sup>34</sup>).

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bereitete sich in Oberösterreich ein tiefgreifender Wandel vor: die Baulust und Kunstfreudigkeit erlahmen immer mehr und der durch die Niederlage des Adels unterbundene Sinn für die Wissenschaft beginnt sich aufs neue zu regen; sie rüstet sich jetzt zu einem neuen Siegeszug, ja sie drängt bald im Kleide der Aufklärung die Kunst zurück. In Österreich tritt dieser Umschwung in der Gründung des Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien durch Maria Theresia (1749) und in der gleichzeitigen Anlage eines Mineralienkabinetts durch ihren Gemahl Franz Stephan von Lothringen deutlich sichtbar hervor; letztere, ursprünglich der Hofbibliothek angegliederte Sammlung

<sup>31</sup>) K. Werner, *Kremsmünster in Wort und Bild* (1929) S. 73.

<sup>32</sup>) H. Ubell, *Die Kunstkammer des Stiftes Kremsmünster, Kunst- und Kunsthandwerk* 13 (1910) S. 380.

<sup>33</sup>) Th. Hagn, *Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung* (1848) S. 56; O. Potier, *Die Waffenkammer des Stiftes Kremsmünster, Zeitschrift für histor. Waffenkunde* 4 (1906) S. 18—24.

<sup>34</sup>) *curiositatibus mechanicis et naturalibus et historicis (praesertim turcicis) conquisitis*. P. Schmieder, *Breve chronicon monasterii Lambacensis* (1865) S. 43.

wurde der Grundstein für das bald kommende naturwissenschaftliche Museum in der Kaiserstadt.

In Oberösterreich findet die wissenschaftliche Betätigung des Adels nach langer Unterbrechung in der Wirksamkeit des Georg Adam Freiherrn von Hoheneck einen würdigen Abschluß; seine dreibändige Genealogie der oberösterreichischen Stände (1727—1747) wurde das Grabmal der eben damals erloschenen ständischen Herrlichkeit; das von ihm angelegte Schlüsselberger Archiv mit seinen geschichtlichen Sammlungen ward später nach dem Ankauf durch die Landschaft die erste größere Erwerbung des Musealvereins. In unseren Klöstern regte sich aufs neue der fast abgestorbene Sinn, die eigene Vergangenheit zu erforschen. Wenn ihre ersten Leistungen hierin zwar bei weitem nicht an jene der niederösterreichischen Ordenshäuser heranreichen, so zeigen sie doch deutlich die kommende Richtung: die Vorherrschaft der mittelalterlichen Urkunde beginnt. Im Jahre 1748 legte Mondsee zur Jahrtausendfeier seines Bestandes die von seinem Abte Bernhard Lidl verfaßte Klostergeschichte (*Chronicon Lunaelacense*) vor und fügte ein Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek hinzu; kurz darauf (1754) ließ Garsten durch die beiden Jesuiten Pusch und Frölich seine ältesten Urkunden, das *Diplomatarium Garstense*, herausgeben.

Viel nachhaltiger waren die Wirkungen, welche damals von St. Florian und Kremsmünster ausgingen, da sie für die Folgezeit so grundlegend wurden, wie wir solches bei keinem anderen Ordenshause Österreichs finden. In ersterem Stifte kam 1751 nach einer Bauzeit von sechsundsechzig Jahren der prächtige Prunkbau, der in der Einheitlichkeit und Großartigkeit der Durchführung unter den österreichischen Klosterbauten unübertroffen dasteht, zum Abschluß. Propst Johann Georg Wiesmayr (1732—1755) vollendete ihn mit dem Bau der Stiftsbibliothek. Ihm gebührt nicht nur das Verdienst, das künstlerische Werk seiner Vorgänger würdig abgeschlossen zu haben, sondern es gereicht ihm noch mehr zum Ruhme, für die kommende wissenschaftliche Entfaltung seines Hauses den Grund gelegt zu haben; er war nicht nur der Erbauer, sondern in tieferem Sinne der Gründer der Stiftsbibliothek, welche die größte Büchersammlung des Landes geworden ist; er hat begonnen, bei Bücherankäufen auf Werke geschichtlichen Inhalts besonders bedacht zu sein. Mit ihr verband er nach damaliger Sitte wissenschaftliche Sammlungen: er kaufte um den Preis von 20.000 Gulden die 10.766 Stücke zählende und hauptsächlich griechische und römische Prägungen enthaltende Münzsammlung des Wiener Hofdichters Apostolo Zeno, damals die größte ihrer Art in Österreich; in gleicher Weise legte er eine Sammlung von Altertümern und

Kupferstichen an; ebenso begründete er eine damit vereinigte „Naturalienkammer“, vermehrte sie bald hernach mit einer 146 Stück zählenden Muschel- und Schneckensammlung und erwarb hiefür ein großes, die Nachbildung eines Bergwerkes darstellendes Schaustück<sup>35)</sup>. Staunenswert ist die Tätigkeit, welche er selbst als Sammler für die Zeitgeschichte entfaltet hat; sein von ihm emsig gepflegtes Stiftsarchiv wurde hiedurch eine einzigartige Quelle für die Geschichte seiner Zeit. In allen seinen Handlungen ließ er sich durch Fachmänner beraten und entsandte die mit den Sammlungen betrauten Mitglieder seines Stiftes zur Ausbildung in damals darin vorgeschrittenere Ordenshäuser Niederösterreichs oder nach Wien<sup>36)</sup>.

Das, was er begonnen, setzten seine Nachfolger, unter ihnen vor allem der hochgebildete Propst Michael Ziegler (1793—1823), fort; dieser war schon vordem als Stiftsbibliothekar eifrig auf die Vermehrung der ihm anvertrauten Sammlungen bedacht. Durch das Anwachsen des Bücherbestandes wurden, um hiefür Platz zu schaffen, die Münzen und Mineralien entfernt und in eigenen Räumen untergebracht; namentlich letztere war durch den Ankauf der schönen Konchyliensammlung des Wiener Bankiers Friedrich van der Nüll bedeutend vermehrt worden (1802) und hatte einen eigenen Kustos erhalten; sie wird seitdem in einem prächtigen Saale verwahrt, welcher eine Zeitlang als Kunstkammer gedient hatte. Der verdiente Chorherr Josef Schmidberger legte im Jahre 1821 ein reichhaltiges entomologisches Kabinett und eine stattliche Vogelsammlung an, welche im Gegensatz zu früher schon einen heimlichen Grundzug aufweist. Das vorhandene Herbar stammt aus dem Nachlasse des dritten Linzer Bischofs Sigismund von Hohenwart (1814—1825), welcher sich als Naturforscher und als Teilnehmer der ersten Besteigung des Großglockners (1799) einen Namen gemacht hat. Gleich Wiesmayr war Propst Ziegler bestrebt, die Liebe zur Wissenschaft zu fördern; gerade hierin hat er Großes geleistet. Seiner besonderen Förderung erfreute sich jener Chorherr, welcher dem geistigen Schaffen im Stifte für fast ein Jahrhundert die Richtung wies und den hohen Ruf seines Hauses als einer PflGESTÄTTE und Pflanzschule für die österreichische Geschichtsforschung begründete: Franz Kurz; dieser hat auch den festen Grund für die oberösterreichische Landesgeschichtschreibung gelegt; mit ihm, als dem geistigen Vater unseres Vereines, haben wir uns noch zu beschäftigen.

Wie St. Florian sich um die Geschichtsforschung verdient gemacht hat, so weist K r e m s m ü n s t e r in seiner Sternwarte eine

<sup>35)</sup> Czerny, Kunst und Kunstgewerbe S. 223 f.

<sup>36)</sup> E. Mühlbacher, Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian (1905) S. 68 f.

Einrichtung auf, welche ihm unter den Ordenshäusern Österreichs ein besonderes Gepräge verleiht. Der schon als Kunstförderer genannte Abt Erenbert Schrevogl war bereits eifrig für die Vermehrung der Stiftsbücherei bedacht und legte den Grund zu einer Münzsammlung. Durch den Ankauf fremdländischer Tiere schuf er die Anfänge eines zoologischen Kabinetts. Noch wichtiger für die Zukunft wurde das von ihm angelegte mathematische Museum, das er besonders pflegte; er erwarb hiefür u. a. die Instrumente und Bücher des Geographen Matthäus Vischer, dem wir die bekannte Karte des Landes (1669) und Topographie (1674) verdanken<sup>37)</sup>. Aus der Zeit seines Nachfolgers Alexander Strasser werden für die Jahre 1722 und 1723 sehr bemerkenswerte Funde aus der dortigen Gegend gemeldet; es waren Reste von vorgeschichtlichen Höhlenbären, welche man damals noch nicht kannte, sondern für Drachenköpfe hielt: „sie wurden“, so schreibt der Chronist, „sofort aufbewahrt in unserer Bibliothek und werden von den Fremden nicht ohne Staunen betrachtet“<sup>38)</sup>. Aus dieser Angabe ersehen wir, daß hier ebenso wie in St. Florian und anderwärts damals die naturgeschichtlichen Sammlungen im Büchersaale sich befanden.

Das letzte größere Bauwerk, welches das Münster an der Krems schuf, führt bereits in das Reich der Wissenschaft; es ist dies die seine geistige Wirksamkeit in der Zukunft bestimmende Sternwarte, der mathematische Turm<sup>39)</sup>, sein hochragendes Wahrzeichen. Abt Alexander Fixlmillner, der Zeitgenosse Johann Georg Wiesmayrs, legte im Jahre 1748 den Grundstein hiezu und führte den Bau in acht Stockwerken bis zu seinem Tode (1759) zu Ende. Die großzügige Ausführung ermöglichte, nicht nur die Sternwarte unterzubringen, sondern alle Sammlungen des Hauses; auch die Gemäldegalerie und Kunstkammer fanden ursprünglich dort durch mehr als ein Jahrhundert Raum. Vorher schon hatte der Abt begonnen, tüchtige Kräfte aus der Ferne als Lehrer der mathematischen Fächer zu berufen, um einen geeigneten Nachwuchs zu erziehen; sein gleichnamiger Neffe Placidus hat den wissenschaftlichen Ruf der neuen Schöpfung begründet. Aus derselben Zeit besitzen wir eine eingehende Beschreibung der Sammlungen<sup>40)</sup>, welche damals (1761) dorthin überbracht wurden; ihr Verfasser ist der Kremsmünsterer Professor Laurenz Doberschitz, welcher selbst ein eifriger Samm-

<sup>37)</sup> Hagn S. 56; S. Fellöcker, Geschichte der Sternwarte von Kremsmünster, Programm des dortigen Gymnasiums (1864) S. 8.

<sup>38)</sup> Ebendort S. 9.

<sup>39)</sup> Eine ähnliche Einrichtung für sein Stift plante schon Abt Siard Worath (1701 bis 1721) von Schlägl. L. Pröll, Gesch. des Prämonstratenserstiftes Schlägl (1877) S. 294.

<sup>40)</sup> Im Auszuge bei Fellöcker (1865) S. 28—32.

ler besonders von Schmetterlingen war; es sei hieraus nur Weniges hervorgehoben. Der Bildersaal zählte 432 Gemälde. Die Mineraliensammlung war nicht minder stattlich und bevorzugte bereits den heimatlichen Bergbau: sie enthielt Erze aus Eisenerz und Salzsteine aus dem Kammergute; Marmorarten aus Salzburg waren gleichfalls vertreten; nicht minder fehlten Tropfsteine und Versteinerungen aus den Steinbrüchen des Klosters. Als Merkwürdigkeiten wurden „Donnersteine“ (Donnerkeile) gezeigt, die in Wirklichkeit nichts anderes waren als Versteinerungen oder vorgeschichtliche Werkzeuge; nach damaliger Anschauung wurden sie mit den Blitzstrahlen in die Erde geschleudert; wegen ihres vermeintlich übernatürlichen Ursprungs galten sie als Schutzzauber gegen Bruchleiden und Blitzgefahr. Nicht minder erregte neben den schon genannten Knochenresten des Höhlenbären ein „Riesenzahn“ Erstaunen, welcher, wie wir heute wissen, ein der Vorzeit angehöriger Backenzahn eines Mammuts war. Aus der Botanik sind neben dem vom dortigen Lehrer der Ritterakademie Johann Blasius Frank angelegten „leben-digen Kräuterbuch“, welches 500 Kräuter der dortigen Gegend umfaßte, zwei Arten solcher Sammlungen zu erwähnen; bei der einen waren die natürlichen Pflanzen auf halben Bogen, auf welchen Gartengeschirre und Blumengefäße in Kupfer gestochen waren, aufgeklebt, während dieser Schmuck bei der anderen fehlte, indem die Kräuter bloß in Papierbögen eingelegt waren. Sie verdanken ihre Anlage dem tüchtigen Geschichtschreiber von Kremsmünster Marian Pachmayr, welcher anlässlich der Jahrtausendfeier seiner Stiftung (1777) ein Werk verfaßte, welches nicht nur seinen Vorgänger Simon Rettenbacher (1677) weit überholte, sondern die gründlichste Klostergeschichte des Landes geworden ist. Mit einem anderen Mitbruder legte der seltene Mann, der in seinem eigentlichen Fache Mathematiker und Physiker war, eine Sammlung von Vögeln, Nestern und Eiern an; hiebei waren nach damaliger Sitte nur wenige Tiere ausgestopft, sondern nach der Natur gemalt. Unter den Eiern sind wieder solche von Straußen und die „Basiliskeneier“ zu erwähnen; diese rührten angeblich von alten Hähnen her, aus denen die sagenhafte, mit ihrem Blick tötende Königsschlange entstünde, eine Fabel, die der Verfasser des Kataloges schon bekämpft. Neben Schnecken und Muscheln umfaßte die zoologische Abteilung noch „seltsame Meer- und Erdgewächse“; Mißgeburten und Mißgewächse fanden besondere Aufmerksamkeit; es fehlt auch nicht „ein langes gewundenes Horn eines Narwall oder Einhornfisches“, wobei der Fortschritt gegenüber der Windhaager Sammlung zu beachten ist, welche das erdichtete Tier noch in Gestalt eines weißen Pferdes aufbewahrte. Aus all dem ersehen wir, daß der alte Grundzug der

Sammlungen nach Absonderlichkeiten wohl vermindert, aber noch in beträchtlichem Ausmaße vorhanden war.

Die folgende Zeit hat fleißig am Ausbau der Sammlungen gearbeitet. Die Mineralienkammer erfuhr eine bedeutende Vermehrung und ein wissenschaftlicheres Gepräge durch den um 1782 erfolgten Ankauf der nahezu 3000 Stück zählenden Sammlung des Landrates Roger von Rutershausen in Linz<sup>41</sup>). Eine wesentliche Ausgestaltung erhielt die Sammlung der Insekten; jene der Vögel schuf in Wirklichkeit erst Ulrich Hartenschneider<sup>42</sup>), ein Zeitgenosse Schmidbergers, welcher als Verfasser der „Historischen und topographischen Darstellung von dem Stifte Kremsmünster“ (1830) bekannt ist.

Von den übrigen Klöstern verdient noch *Lambach* hervorgehoben zu werden. Seine Kupferstichsammlung ist die größte des Landes und zählt über 20.000 Stück; sie enthält hervorragende Meister wie Albrecht Dürer. Etwa die Hälfte hievon sind die vom dortigen Ordensmitgliede Koloman Fellner (1750—1818) erworbenen Blätter; dieser hat sich als Kupferstecher und erster Steindrucker Österreichs einen Namen gemacht und eine eigene Schrift „Kleine Kupferstichkunde für Kupferstichfreunde“ (Wien, 1794) verfaßt; er war ein Schüler des bekannten Malers Kremser Schmidt, wodurch Lambach in den Besitz zahlreicher Handzeichnungen dieses Meisters kam<sup>43</sup>).

Herrliche Ölgemälde des letzteren besaß auch das aufgehobene Kollegiatstift *Spital am Pyhrn*. Sie befinden sich heute im Kloster St. Paul in Kärnten. Dorthin nahmen sie die eingewanderten Benediktiner von St. Blasien im Jahre 1809 mit. In gleicher Weise führten sie die wertvolle Bücherei mit zahlreichen Handschriften und das Naturalienkabinett mit sich. Dieses verdankt sein Entstehen dem vorletzten Propste Josef Xaver Grundtner (1760 bis 1802); wie er in einem Briefentwurf (1783) selbst sagt, richtete er hiebei sein Augenmerk dahin, „nur eigene und Landeserzeugnisse“ zusammenzubringen; die gerühmte Sammlung besaß also schon heimatliche Prägung; der Grund zur Anlage wird mithin wohl auf den Bergwerksbesitz des Stiftes zurückzuführen sein. Ihr Begründer in Spital ist derselbe tüchtige Propst, welcher Kremser Schmidt nicht nur in der Kirche beschäftigte (1770), sondern auch

<sup>41</sup>) Ebendort (1867) S. 5—9.

<sup>42</sup>) Ebendort S. 13.

<sup>43</sup>) A. Eilenstein, Der Kupferstecher P. Kolomann Felner, Jahrbuch d. kunsth. Instituts des Staatsdenkmalamtes in Wien 12 (1918) Beiblatt S. 84—114; K. Garzarolli-Thurnlackh, Das graphische Werk Martin Johann Schmidts (Kremser Schmidt) (1924) S. 24 ff.

die oben genannten Bilder von ihm erwarb (1774)<sup>44</sup>). Die damals übliche Benennung „Stufensammlung“ für Mineralienkabinett weist schon auf die Herkunft des Entstehens hin, da in der Bergmannssprache „Stufe“ ein abgehauenes Stück Erz oder Gestein bezeichnet. In der Tat geht auch die Begründung der Mineralogie als Wissenschaft auf den Berg- und Hüttenbau zurück. Ihr Vater ist der Arzt Georg Agricola (Bauer, gest. 1555 zu Chemnitz), welcher durch genaue Beobachtung der Natur und des Bergwerksbetriebes in Joachimsthal die Grundlagen legte<sup>45</sup>).

Natur und Heilkunde stehen in enger Verbindung; der Fortschritt der einen bedeutet den Aufschwung der anderen, ja gerade letztere war eine der Ursachen, die Natur immer mehr zu erforschen. Das wirklich erkannt zu haben, ist das bleibende Verdienst des deutschen Arztes Philipp Theophrast von Hohenheim, bekannt unter dem Namen Paracelsus (gest. 1541 zu Salzburg); ihm war die Naturbeobachtung der Leitstern seines Handelns und Forschens; unter den Arzneien verwendete er nicht nur Heilkräuter, sondern auch Metallverbindungen, welche er als besonders wirksam empfahl; jedes Land bringe die für seine Bewohner nötigen Arzneien selbst hervor und könne die ausländischen Heilstoffe entbehren. Um ihn zu verstehen, brauchen wir bloß an die alten Wunderkammern zu denken, was diese alles an Schutz- und Heilmitteln gegen Krankheiten boten; sie lehren uns ferner, wie lange es noch brauchte, bis natürlichere Erkenntnisse zum Durchbruch kamen. Gleichwohl setzt der Umschwung in Österreich mit seiner Zeit ein, indem von da an mit der Ausbildung des ärztlichen Berufes zünftige Arzneimittelverkaufsstellen, die *A p o t h e k e n*, entstanden. Solche finden wir zunächst in den größeren Städten; so werden für Linz im Jahre 1552 bereits zwei Heilmittelläden erwähnt, deren Inhaber die Stände um Schutz für ihr Gewerbe ersuchten<sup>46</sup>). Der Adel auf dem Lande hielt Hausapotheken, deren Einrichtung Hohberg im ersten Bande seines Werkes als Sache der Hausmutter erklärt, welcher er hiefür die nötigen Ratschläge gibt. In Oberösterreich hat sich eine solche Hausapotheke noch im Schlosse Weinberg bei Kefermarkt erhalten;

<sup>44</sup>) F. X. Pritz, Geschichte des Kollegiatstiftes Spital am Pyhrn, Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen 10 (1853) S. 51 u. 55 (Sonderabdruck); Spitaler Akten des Landesarchivs Bd. 604 u. 614.

<sup>45</sup>) Sein Hauptwerk „De re metallica“ (1556) ist erst jüngst wieder in deutscher Übersetzung neu aufgelegt worden (1928).

<sup>46</sup>) F. Ulrich, Das Sanitätswesen und die Volkskrankheiten des 16. Jahrh. im Lande ob der Enns, 16. Bericht des Linzer Museums (1856) S. 5 f.; L. Pröll, Die Apotheke „zum schwarzen Adler“ in Linz, Linzer Volksblatt Jahrg. 1910. Sonderabdruck S. 2.

sie legte Maria Franzisca Gräfin von Thürheim (1669—1751) an. Viel vorgeschrittener waren die Stiftsapotheken, da es dort wie in den Städten zu berufsmäßiger Ausübung des Gewerbes kam. Die erste solcher Art errichtete Kremsmünster im Jahre 1590; später folgten Garsten und St. Florian (1651)<sup>47)</sup>. Damit brach sich allmählich das natürliche Heilverfahren Bahn; den Wunderkammern waren wirksame Gegengewichte erstanden, welche sie von dem wertlosen und doch so hoch gehaltenen Zauberkrum endlich säuberten.

### III.

## Aufklärung, Klassizismus und Romantik in ihrem Verhältnis zur Landeskunde.

Das Aufblühen der Mathematik und die naturwissenschaftlichen Entdeckungen führten eine neue Geistesrichtung herbei, welche als „Aufklärung“ ganz Europa ergriff und das gesamte Denken gründlich umgestaltete; sie verkündete die Selbstherrlichkeit der Vernunft als alleiniger Führerin des Lebens und brachte die mit dem Humanismus begonnene Verweltlichung der Bildung zum Siege. Wie sie das Denken über das Glauben und die Überlieferung stellte, so vertrat sie auch die Oberhoheit des Staates über die Kirche; sie führte den schärfsten Kampf gegen Aberglaube und Zauberei und entzog hiemit den alten Wunderkammern den Boden; so segensreich sie gerade hierin waltete, so verderblich war freilich ihr Verhalten gegen die Kunst, welcher sie nicht viel Verständnis entgegenbrachte. Als zudem der Staat sich ihrer bediente, wurde sie Vertreterin der reinen Nützlichkeit und des unmittelbaren Gewinnes.

Die von England ausgehende Bewegung ergriff auch, allerdings in abgeschwächten Formen, Staat und Kirche in Österreich. Deutlich spüren wir ihr Wehen in der vom Papste Klemens XIV. verfügten Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Diese Maßregel führte in Österreich zur Gründung der Studienbibliotheken in den Landeshauptstädten, wohin die Büchereien der aufgehobenen Jesuitenniederlassungen als Grundstock kamen; so entstand in Linz neben der ständischen Büchersammlung eine solche des Staates (1774). Mit ihr war eine Zeitlang das schon früher (1754) ins Leben

<sup>47)</sup> Dorn S. 26 f.; Czerny, Kunst und Kunstgewerbe S. 110 f.

getretene *Museum physicum* verbunden, als dessen eigentlicher Schöpfer der Jesuit Franz Racher anzusehen ist; es ist noch heute in ziemlicher Vollständigkeit im Linzer Bundesgymnasium erhalten<sup>48)</sup>. Welches Ansehen es schon bald erlangte, zeigt ein Reisebrief eines Naturforschers aus dem Jahre 1783, worin er der jungen Anstalt hohes Lob spendet; anschließend beschreibt er den „ökonomisch-botanischen Garten“ des damals der nordischen Stiftung gehörigen Bergschlössels und rühmt die zoologischen Sammlungen ihres Vorstehers Ignaz Schiffermüller, welcher sich besonders als Schmetterlingsforscher verdient gemacht hat; auch die Naturaliensammlung des Apothekers Sellmann findet seinen Beifall, da sie „ganz aus inländischen Naturkörpern Oberösterreichs besteht“<sup>49)</sup>. Erinnern wir uns noch der kurz vorher von Kremsmünster angekauften Mineraliensammlung des Landrates Rutershausen, so sehen wir, daß damals bereits in Linz die naturwissenschaftlichen Fächer emsige Pflege fanden. Dasselbe gilt für die Geschichte. In solchem Zusammenhang erscheint die Schaffung einer öffentlichen Bücherei in Linz als wirkliches Bedürfnis; nicht nur der Unterricht, sondern auch das beginnende wissenschaftliche Leben in der Stadt verlangten eine derartige Einrichtung; sie war — und darin liegt das Neue — allgemein zugänglich (*bibliotheca publica*). Bis auf die Zeit Maria Theresias, sagt ein Zeitgenosse, „wußten alle österreichischen Länder kaum, was Literatur sey“<sup>50)</sup>. Kurze Zeit hernach brachten die Klostersaufhebungen Josefs II., welche in Oberösterreich mit der Errichtung des Linzer Bistums (1783) im Zusammenhang standen, einen reichen Zuwachs an Büchern und Handschriften. Wenn auch da viele Verluste zu beklagen sind, so gilt dies noch mehr von den Archiven und Kunstschatzen; die Bilder- und Kunstsammlungen wurden zerstreut und verschleudert; es lassen sich von ihnen kaum noch Spuren nachweisen. Jene Ordenshäuser, welche ihren Fortbestand retten konnten, wurden in ihren Einkünften geschmälert und durch neue Verpflichtungen belastet; ihre frühere Lebenskraft war gebrochen.

Die Aufklärung war die Zeit des Weltbürgertums. Die Verkündigung der Menschenrechte hat indes den Sinn von selbst auf das Volk gelenkt; so schlägt denn auch jetzt die Geburtsstunde für die *Landes- und Volkskunde*. Die strenge Abhängigkeit des Bauern vom Grundherrschaft erregte Mitgefühl und wurde als Fessel für die Landwirtschaft empfunden; die zünftige Bindung des Handwerkes wurde als Nachteil des Gewerbes erkannt. Es begann jener

<sup>48)</sup> O. Hantschel, Das Linzer „Museum physicum“, 59. u. 60. Jahresbericht des Staatsgymnasiums in Linz (1910/11).

<sup>49)</sup> F. Schrank u. K. E. Moll, Naturhistor. Briefe (Salzburg, 1785) S. 20.

<sup>50)</sup> Skitze von Grätz (1792) S. 154.

Kampf gegen die ererbten Vorrechte, welcher bald hernach in der französischen Revolution sich zu lodernnden Flammen erhob und bei uns in der Aufhebung des Untertanenverbandes durch die Volkserhebung des Jahres 1848 seinen Abschluß fand. Die Aufklärung brachte einen völligen Umschwung in der Geschichtschreibung. War diese bisher gewohnt, die Taten der Herrscher und die damit verbundenen Vorfällen und Kriege zu betrachten, so fing sie jetzt an, das Leben des deutschen Volkes in seinen Veränderungen zu beobachten und erfaßte so den Wert der Landesgeschichte. Bahnbrechend war hierin die „Osnabrückische Geschichte“ von J u s t u s M ö s e r, deren erster Band im Jahre 1768 erschien: er verstand es, aus den mittelalterlichen Urkunden das Rechtsleben zu erforschen und aus ihnen alle Wandlungen, welche den Ackerboden und seine ursprünglich freien und erst später entrechteten Besitzer betrafen, darzustellen; er schuf damit ein nachahmenswertes Vorbild für die Landesgeschichte, ja begründete hiedurch einen neuen Zweig in der historischen Darstellung der Verfassung. Ein anderer Träger der Aufklärung, Johann Gottfried Herder, lenkte gleichzeitig den Blick auf das Volkslied und fand in ihm einen überquellenden Jungbrunnen für dichterische Schöpfungen. Seine Gedanken über den Ursprung der Sprache, welche er als einen vernunftgemäßen Niederschlag menschlicher Seelenkräfte erklärte, führten ihn dazu, auch Stimmen fremdländischer Völker in seine Sammlung aufzunehmen (1778/79); er leitete so die Auffassung eines Volkes als einer Persönlichkeit ein, der eine eigenständige, ihren Anlagen angemessene Sendung zukommt, und bereitete hiemit den Nationalbegriff der Romantik vor.

Der Weg der Naturwissenschaften führte gleichfalls zur Erforschung der heimischen Naturerzeugnisse als einer Vorstufe für das vorschwebende Gesamtwerk; auch sie hatten Vieles von der Landeskunde zu hoffen. Ihr fernerer Ausbau nach dieser Richtung wurde jetzt zudem ein zwangläufiger. Die Aufklärung hatte eine tiefgreifende Änderung in der Auffassung der Aufgaben des Staates gebracht; er, der vordem bloß darin seinen Pflichtenkreis erblickte, ein Schirmer des Friedens nach Außen (Krieg) und im Innern (Gerichtspflege) zu sein, begann sich jetzt um die Wohlfahrt des Volkes zu kümmern und erblickte in der Landwirtschaft und im Bauernstande die Grundpfeiler seiner Kraft. Es entstanden an den Hochschulen eigene Lehrkanzeln für Kameralwissenschaften; hierunter faßte man nicht nur die Wirtschaft des Staates zusammen, sondern schloß auch die neue Landwirtschaftslehre und die mit ihr in Verbindung stehende Waren- und Gewerbekunde ein; letztere hieß anfänglich „Kunstgeschichte“, bis hiefür der Professor für Ökonomie zu Göttingen Johann Beckmann im Jahre 1772 die Bezeichnung

„Technologie“ einführt<sup>51</sup>). Derselbe hat (1769) auch ein viel verbreitetes Buch „Grundsätze der teutschen Landwirtschaft“ herausgegeben; hiebei berücksichtigte er bereits die Erkenntnisse der Naturlehre, vornehmlich in Botanik und Mineralogie, als wichtigste Hilfswissenschaft. Da diese die in der Zusammensetzung des Bodens liegenden Kräfte und die das Leben der Tiere und Pflanzen beherrschenden Gesetze immer besser erkannte, so änderte sich zunehmend die bisher einzig und allein auf der Erfahrung aufgebaute Betriebsweise des Ackerbaues. Die bis dahin unbenützt liegende Brache in der Dreifelderwirtschaft fand ihre Ausnützung durch den neu eingeführten Futterbau; hiedurch hoben sich nicht nur die Erträge des Bodens, sondern auch der Viehzucht. Ein wichtiger Fortschritt war, daß diese Zeit anfang, die örtliche Bedingtheit des Ackerbodens nach seiner der geographischen Lage und Verschiedenheit des Klimas angepaßten Zusammensetzung besser zu erkennen. Damit war die Bahn eröffnet, welche den Staat veranlaßte, die Pflege der Landeskunde zu fördern: der unmittelbare Gewinn war ja handgreiflich. Die Kenntnis der natürlichen Beschaffenheit eines Landes war indes nicht nur ein Vorteil für Landwirtschaft und Gewerbe, sondern auch ein hoher Nutzen für die Geschichtswissenschaft; die Landesgeschichte gewann in der Kenntnis der heimatischen Scholle einen festen Rückhalt und sicheren Wegweiser für ihre Eigenart.

In Österreich trat dieser Umschwung in der Herrscherzeit Maria Theresias und ihres Sohnes Josef II. ein. Als erstere den Thron ihrer Väter bestieg (1740), hatte sie, da ein männlicher Anwärter fehlte, um den Bestand des Reiches zu kämpfen. Die vielen Kriege, welche Österreich damals zu führen hatte, erschöpften seine Mittel; von auswärts war keine Hilfe zu erwarten; die einzige Hoffnung, die noch vorhanden war, bestand darin, die Hilfsquellen des eigenen Vaterlandes zu steigern. Das war die treibende Kraft der jetzt einsetzenden Reformtätigkeit der Kaiserin. Die überlebte Ständeherrschaft schob sie bei Seite; der Staat sorgte für die rechte Verbindung aller Teile mit dem Ganzen, übernahm selbst die Verwaltung in den Ländern und suchte jetzt mit dem Volke in Verbindung zu kommen; er errichtete hiefür die Kreisämter. Die Steuerveranlagung nahm er gleichfalls in zunehmendem Maße in die eigene Hand und

<sup>51</sup>) J. Beckmann, Anleitung zur Technologie, oder zur Kenntniß der Handwerke, Fabriken und Manufacturen, vornehmlich derer, welche mit der Landwirtschaft, Polizéy und Cameralwissenschaft in nächster Verbindung stehn, 5. Auflage, Göttingen 1802, S. 20. Eben vorher S. 19 sagt er: „Technologie ist die Wissenschaft, welche die Verarbeitung der Naturalien, oder die Kenntniß der Handwerke, lehrt.“

schuf in den Theresianischen und Josefinischen Steuerkatastern viel eingehendere Beschreibungen des Grundbesitzes, als sie die bisherigen landschaftlichen Gültbücher boten. Die kartographische Aufnahme des ertragfähigen Bodens unter Franz I. brachte dieses hervorragende Werk, gleichwichtig für die Verwaltung als für die Landeskunde, zu einem krönenden Abschluß. Damit stehen wir bereits bei dem entscheidenden Anlaß, die Bodenwirtschaft zu heben; eine bessere Ausnützung des Grundes lieferte ja einen reicheren Ertrag und damit höhere Steuern. Eine Hebung des Gewerbes ließ dasselbe erwarten. Besondere Hoffnungen setzte man auf die beginnende Industrie und förderte sie. Die bekannte, seit 1672 bestehende Linzer Wollenzeugfabrik nahm damals (1754) der Staat in eigene Verwaltung und brachte sie zur Blüte; hiedurch fanden zahlreiche Bewohner des Landes nicht nur dort, sondern auch als Heimarbeiter Beschäftigung.

In den Staaten Europas bildeten sich damals zur Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht landwirtschaftliche Vereine, welche aus Männern der Wissenschaft und hervorragenden Landwirten bestanden; ihre gemeinsame Arbeit erblickten sie vornehmlich darin, die Ergebnisse der Wissenschaft für die Feldwirtschaft zu verwerten und durch Veröffentlichungen und belehrende Zeitschriften fruchtbringend zu wirken. Solche Gesellschaften rief auch Maria Theresia ins Leben, um bei ihren die Landwirtschaft fördernden Maßnahmen verlässliche Berater zu haben und durch sie tiefgreifender zu wirken; so entstanden in den Landeshauptstädten Österreichs die ersten, für öffentliches Wirken berechneten Verbände, von denen wir Kunde haben; sie sind mit ihrem teilweise wissenschaftlichen Einschlage in gewissem Sinne die Vorboten der frühesten Musealvereine Österreichs, ja das Landesmuseum zu Brünn ist unmittelbar aus solcher Wurzel erwachsen.

Mit Hofdekret vom 16. August 1766 verordnete Maria Theresia, es sei für das Land ob der Enns gleichwie in Innerösterreich (Steiermark, Kärnten und Krain) eine **A c k e r b a u g e s e l l s c h a f t** zu begründen; am 19. November machte hievon die Landeshauptmannschaft den Ständen Mitteilung, gab ihnen hiefür die Satzungen von Kärnten als Vorlage und eröffnete, daß für die beste Ausarbeitung der jährlichen Preisschrift eine goldene Denkmünze im Werte von 150 Gulden verabreicht werden sollte. Die Stände übernahmen die Vorarbeiten, wählten den Abt Wolfgang von Gleink zum Direktor, übertrugen gegen ein Entgelt die schriftliche Geschäftsführung dem landschaftlichen Sekretär und stellten die erforderlichen Geldmittel bei. Am 26. August 1767 hielt die neue Gesellschaft ihre erste Sitzung; es war das die früheste Vereinsversammlung, von welcher

wir im Lande wissen; sie begann eben in dem Zeitpunkt ihre Tätigkeit, als Maria Theresia die grundlegende Waldordnung (1766) erlassen hatte, welche die Benützung der Forste für den landwirtschaftlichen Betrieb und für die Viehhaltung einschränkte<sup>52)</sup>. Ein Ersatz hiefür war hauptsächlich durch die Heranziehung der Brache für den Anbau von Futtermitteln zu finden. Die erste Preisfrage der Ackerbaugesellschaft bezweckte denn auch geeignete Vorschläge für eine Verbesserung der Futterwirtschaft; den ständischen Akten liegt ein eingehender Versuch hiefür (1768) bei, welcher zu beweisen sucht, daß „die Anlegung neuer Wiesen auf den nunmehr brachliegenden Äckern dem Feldbau nicht nur nicht nachtheilig, sondern das einzige Mittel sei, selben empor zu bringen.“ Die neugeschaffene Gesellschaft stellte sich nach dem Kärntener Muster<sup>53)</sup> zur Aufgabe, die allfälligen Gebrechen des einheimischen Feldbaues zu erkunden und hiefür Verbesserungsvorschläge zu erstatten; sie wollte zunächst die Verschiedenartigkeit des Betriebes in den einzelnen Vierteln erheben, um durch einen solchen Vergleich einen Fortschritt in der Ausnützung des Bodens und in der Viehzucht zu erzielen. Die ersten Bestimmungen bezeichnen gerade letztere einer besonderen Fürsorge für bedürftig; sie sahen auch die Anlegung einer Bücherei vor, aus deren Verzeichnis zu entnehmen ist, daß nicht nur landwirtschaftliche, sondern auch naturkundliche Werke angeschafft wurden. Am 16. April 1771 erließ die Hauptversammlung in Linz neue, nach dem Muster von Böhmen abgefaßte Satzungen, welche in Druck gelegt wurden. Die Wahl der Vorstände blieb den Ständen, die Aufnahme von Mitgliedern der Gesellschaft vorbehalten; der Ort der Versammlungen war nach wie vor das Raitratszimmer des Landhauses, wo, um jede Rangordnung zu umgehen, die Beratungen an einer runden Tafel stattzufinden hatten. Die Zahl der Mitglieder war sehr gering, da die Gesellschaft sich ja nur auf die Grundeigentümer, als welche damals bloß Adel und Klöster in Betracht kamen, und einige herrschaftliche Wirtschaftsbeamte (Pfleger) beschränkte; die in Linz wohnhaften Mitglieder sollten entweder monatlich oder nach Bedarf zusammenkommen; die Hauptversammlungen hätten zwei- oder dreimal im Jahre stattzufinden. Die Sitzungsprotokolle waren dem Wiener Hofe vorzulegen; am 18. Mai 1781 verfügte indes Kaiser Josef II., es wäre „zu Verminderung der Schreiberey“ hievon abzusehen und nur jedes halbe Jahr ein Bericht zu erstatten. Das

<sup>52)</sup> Im Auszuge bei I. de Luca, *Landeskunde von Österreich ob der Enns* 1 (1786) S. 304—314; E. Trinks, *Die Waldordnung Maria Theresias vom Jahre 1766*, *Linzer Volksblatt* 63 (1931) Nr. 115 u. 116.

<sup>53)</sup> J. Burger, *Album zur Erinnerung an den 100jährigen Bestand der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Kärnten* (1865) S. 7.

ist das letzte Lebenszeichen, das bisher vorliegt<sup>54</sup>); ob die Gesellschaft wie andere von Kaiser Josef II. aufgehoben wurde, da sie seinen Erwartungen nicht entsprach, oder von selbst einging, wissen wir nicht. Auf jeden Fall war ihre Wirksamkeit nicht bedeutend; schon der häufige Wechsel in der Vorstandschaft zeigt, daß es an einer führenden Persönlichkeit fehlte; auch von einer Veröffentlichung, wie sie ihre Schwestern zu Krain, Steiermark, Tirol und Böhmen herausgaben<sup>55</sup>), ist keine Spur vorhanden.

Verbände, welche sich ausschließlich mit Wissenschaft befaßten, hat es damals in Österreich noch kaum gegeben; als älteste, länger bestehende Vereinigung solcher Art gilt die nach italienischem Vorbild errichtete Academia operosorum in Laibach (1693 bis 1725); 1745 wurde in Olmütz eine derartige Gründung vollzogen, 1750 zu Rovereto, um 1770 die noch jetzt wirkende böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag ins Leben gerufen, welche schon deshalb hier erwähnt zu werden verdient, weil in ihren Schriften der erste „Versuch einer Mineralgeschichte des österreichischen Salzkammergutes“ von Ignaz Born erschien (1777). Während andere Reiche schon damals, ja zum Teil viel früher, gelehrte Akademien als Staatsanstalten schufen, hat Österreich erst im Jahre 1847 die Akademie der Wissenschaften in Wien gestiftet. Schon daraus erhellt, welche Hindernisse gelehrte Forschungen in unserem Vaterlande zu überwinden hatten; die Zensur unterband jedes freie Wort, ohne welches die Wissenschaft nicht gedeihen kann.

Als Maria Theresia die Ständeherrschaft einschränkte und die Verbindung mit dem Volke aufnahm, stand der Staat vor einer ganz neuen Aufgabe; er mußte erst selbst die Verhältnisse in den einzelnen, sehr verschieden gestalteten Ländern kennen lernen; er hatte so allen Grund, die Pflege der Landeskunde zu begünstigen, um sich so das nötige Wissen zu verschaffen. Josef II. erklärte die genaue Kenntnis der Länder als eine der vornehmsten Pflichten des Herrschers. Schon die Stände hatten die „Topographien“ gefördert; man denke da bloß an die einen solchen Titel führenden Veröffentlichungen von Zeiller-Merian (1649) und Vischer (1674), welche in der Hauptsache aber doch nur Bilderwerke schufen; die gleiche Anlage zeigt sich noch bei dem handschriftlichen Versuche des schon genannten Abtes Siard Worath von Schlägl; auch er wandelt noch vollständig auf ständischen Pfaden, bietet jedoch bei den Klöstern

<sup>54</sup>) F. Stauber, Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns (1884) S. 371 f.

<sup>55</sup>) J. Beckmann, Grundsätze der deutschen Landwirthschaft, 6. Aufl. (1806) S. 38 f.

und einzelnen Städten und Burgen schon ausführlichere, die geschichtliche Vergangenheit berücksichtigende Angaben<sup>56</sup>). Aus einem Schreiben des Lambacher Benediktiners Wolfgang (Toppler) an den Landeshauptmann Christoph Wilhelm Thürheim aus dem Jahre 1777 erfahren wir, daß auch er eine oberösterreichische Topographie nahezu vollendete<sup>57</sup>).

Einen völligen Umschwung bedeutet die „Landeskunde von Österreich ob der Enns“ von Ignaz de Luca, deren erster Band im Jahre 1786 zu Linz erschien; sie zeigt bereits deutlich den von der Aufklärung herbeigeführten Wandel. Sein in vier Bänden vorliegendes Werk ist in den drei ersten Teilen eine Gesetzessammlung für das Land ob der Enns, welches als Handbuch für den Beamten dienen sollte; es enthält einen Auszug aus der Landhandfeste Streins, ist in den älteren Angaben sehr lückenhaft und erstrebt erst für die Zeit „Josefs des Einzigen“, nach dem wir in Österreich die Aufklärung als „Josefinismus“ bezeichnen, eine annähernde Vollständigkeit. Vorangestellt ist ein „oberennsischer Atlas“, ein Verzeichnis aller oberösterreichischen Landkarten. Der vierte Band ist „als Chronik zur Gesetzkunde“ erst in unserem Sinne eine Landeskunde; er handelt über Namen, Größe, Grenzen, Witterung, Bodenbeschaffenheit (Gebirge) und Gewässer Oberösterreichs und bespricht die „Landesproducte im Mineralreich“, wobei er besonders das Salz und die „Gesundbrunnen“ berücksichtigt; auch „die Tugend und Kraft des Himmelsteins“ bei Traunkirchen<sup>58</sup>) erwähnt hiebei der Verfasser und verwirft den damit verbundenen Aberglauben; der zehnte Abschnitt bringt mit Hinweis auf den folgenden fünften Band kurze Angaben über die Einteilung des Landes in seine vier Kreise (Vierteln) und in die militärischen Werbebezirke und der nächste über Zahl und Berufe der Bewohner mit Angaben ihrer verschiedenen Trachten; auffallend kurz ist der zwölfte Abschnitt über die Landwirtschaft und das Waldwesen; der dreizehnte (letzte) verbreitet sich über die Erzeugung von Eisen-, Steingut- und Leinenwaren und bringt ausführliche Mitteilungen über die Linzer Wollenzeugfabrik, welche jedoch nicht der Herausgeber, sondern ein Beamter dieses Unternehmens verfaßt hat<sup>59</sup>); als Abschluß ist eine Straßentabelle beigegeben, die

<sup>56</sup>) Im Landesarchiv (Musealarchiv). Die vorliegende Handschrift rührt nicht vom Verfasser selbst her, sondern ist nach dessen Ableben noch über ein Jahrzehnt von gleicher Hand fortgeführt. Hoheneck hat sie in seiner Genealogie ausgiebig benützt und zum Teil (Klöster) wörtlich ausgeschrieben.

<sup>57</sup>) Landesarchiv, Weinberger Akten Bd. 70 Nr. 45.

<sup>58</sup>) A. Topitz, Der „Himmels-Stein“, Linzer Volksblatt 1932, Nr. 175 u. 255, hält ihn für Kupferkies.

<sup>59</sup>) V. Hofmann, Beiträge zur neueren österreichischen Wirtschaftsgeschichte, Archiv für österr. Gesch. 108 (1919) S. 351 f.

zu dem fehlenden Teil dieses Abschnittes über Ein- und Ausfuhr, Frachten, Postwesen und Jahrmärkte gehört hätte. Der fünfte Band ist leider nicht mehr erschienen; er hätte noch nach dem Inhaltsverzeichnis des ersten das Ämter-, Steuer- und Schulwesen, die kirchlichen Einrichtungen, milden Stiftungen, Beschreibungen der Städte, Märkte und Dörfer, der Pfarren, sowie der Schlösser und Klöster enthalten; ein Urkundenbuch hätte als Anhang das Ganze abschließen sollen.

Der Verfasser nennt sein Werk ein statistisch-topographisches, wovon die erste Bezeichnung etwas Neues, die zweite das Alte freilich in größerem, nicht nur die führenden Schichten, sondern das ganze Volk berücksichtigenden Ausbau darstellt; er war gebürtiger Wiener, seit 1771 Professor der Kameralwissenschaften am Lyzeum in Linz, wo er u. a. die eben erst entstandene Studienbibliothek aufstellte und bis 1780 wirkte; nach vorübergehendem Aufenthalt in Innsbruck trat er 1784 in den Ruhestand und lebte in seiner Vaterstadt Wien. Sein Lehrer war der bekannte Aufklärer Josef von Sonnenfels, dem er das genannte Buch widmete<sup>60</sup>).

Die „Landeskunde“ hat er hier noch vorbereitet, aber nicht mehr vollendet. Damit sind schon die Schwächen berührt; seine reiche schriftstellerische Tätigkeit und sein kurzer Aufenthalt in Linz ermöglichten es ihm nicht, hiebei eindringende und irgendwie gleichmäßige Studien zu machen, sondern er mußte sich auf die Mitarbeit anderer verlassen; wichtig ist, daß er sich der emsigen Unterstützung des Stephan Krackowitzer, Pflegers zu Feyeregg, erfreute, dem wir eine reichhaltige Patentensammlung verdanken; der als Gönner der Wissenschaft bekannte Landeshauptmann Christoph Wilhelm Thürheim förderte ihn gleichfalls. So hat denn der Verfasser ein Werk geschaffen, welches, wenn es uns auch teilweise recht dürftig erscheint, gleichwohl, an seinen Vorgängern gemessen, einen bedeutsamen Fortschritt darstellt, indem es zum erstenmal die Natur des Landes darzustellen sucht; die Gesetzeskunde, an sich in ihrem älteren Teile eine willkommene Quelle, könnten wir freilich entbehren, zumal viel ausführlichere Ausgaben vorliegen, und hätten dafür eine genauere Ausführlichkeit des Hauptteiles, welchen er als „Chronik“ hiefür bezeichnet, lieber gesehen.

Ein wissenschaftlich geführtes Landesmuseum soll aus der Pflege der Landeskunde erwachsen; es soll ein Heim der Heimat

<sup>60</sup>) Allgemeine Deutsche Biographie 19 (1884) S. 335 f. — In Linz gab de Luca die „Österreichischen gelehrten Anzeigen“ heraus, wovon der Beginn in Wien (1777), die Fortsetzung jedoch in den Jahren 1779 und 1780 zu Linz in zwei Heften erschien; sie waren die erste im Lande entstandene wissenschaftliche Zeitschrift, welche allerdings bloß Bücherbesprechungen und kurze Angaben aus der Gelehrtenwelt enthielt.

sein und diese in allen Zweigen und vor allem in ihrer Eigenart zur Darstellung bringen; das gilt ebenso für die Natur und die Geschichte als für die Kunst. Wenn wir nun nach dem Werte von de Luca uns ein Landesmuseum entstanden denken, so hätte dieses eine geographische (Karten) und geschichtliche (Archiv), eine naturwissenschaftliche und technologische Abteilung (Produktensaal) sowie eine landeskundliche Bücherei umfaßt; die Statistik, deren Geburtsstunde eben damals schlug, als der aufgeklärte Streit anfang, sich mit der Bevölkerung als Masse zu beschäftigen, hätte es in Form von Tabellen sehr stark berücksichtigt; auch die Volkskunde hätte es schon gepflegt. Dieses Wort kennt freilich die damalige Zeit noch nicht; es ist erst später geprägt worden und findet sich, wie sich bisher hat feststellen lassen, zuerst im Jahre 1822 gebraucht<sup>61)</sup>; den Wissenszweig selbst hat indes nicht erst die Romantik geschaffen, sondern bloß ausgebaut; er ist in seinem Entstehen eine Errungenschaft der Aufklärung als jener Zeit, welche sich zuerst mit dem Volke als solchem befaßt hat. Die Volkskunst hätte freilich noch gefehlt, wie denn überhaupt der Verfasser nirgends von Kunstwerken redet. Von der Römerzeit spricht er kaum — er hätte im fünften Band bloß das Erzbistum zu Lorch erwähnt —, so daß wir annehmen müssen, Ausgrabungen wären in einem von ihm angelegten Landesmuseum ebenso wenig vorhanden gewesen, als Gegenstände der Kunst. Das, was heute als Hauptaufgabekreis eines Landesmuseums gilt, hätte bei ihm noch keine Pflege gefunden. Dafür wäre es auf wirtschaftlichem Gebiet vorbildlich gewesen und hätte die Eigenart des Landes im Salz- und Eisenwesen sowie in der Leinen- und Wollenerzeugung scharf zum Ausdruck gebracht. Die spätere Zeit hat leider die wirtschaftsgeschichtlichen Zweige zu sehr vernachlässigt; erst jetzt knüpfen wir wieder dort an, wo die Aufklärung schon begonnen hat. Es dauerte lange, bis wir uns der Vorzüge unseres Landes in den Werken der Eisenverarbeitung und in den Erzeugnissen der Hafnerkunst bewußt geworden sind.

Als de Luca sein Werk über Oberösterreich verfaßte, sind auch in den Nachbarländern ähnliche Bücher entstanden; sie sind jedoch mehr in altem Stile gehalten und führen daher noch immer die frühere Bezeichnung „Topographien“ oder ähnliche Namen; einzig und allein unser Verfasser nannte sein Handbuch „Landeskunde“. Es ist das erstemal, daß sich diese Benennung in Österreich nachweisen läßt; sie ist in den Alpenländern erst später zu Ehren gekommen, als sich in Salzburg (1860) eine Gesellschaft und Wien (1864) ein Verein für Landeskunde bildete. Ihr Aufgabekreis umfaßt die Erforschung des Landes in Natur und Geschichte und ist

<sup>61)</sup> V. Geramb, Von Volkstum und Heimat (1919) S. 65.

daher ganz derselbe wie ihn schon vorher anderwärts die Musealvereine (Museen) in einzelnen Landeshauptstädten Österreichs ausübten; es hat sich, wie so häufig, bloß der Name geändert, die Sache ist die gleiche geblieben; beide Arten sind eine Verbindung von Geschichts- und naturkundlichen Vereinen und benötigen für ihre Zwecke Sammlungen (Museen) wie noch mehr diese für ihre Anlage und ihren Aufbau die Landeskunde nicht entbehren können: ihr Wesen beruht hier wie dort in der Landeskunde und nicht im Museum; letzteres ist bloß Mittel zum Zweck, aber nicht Selbstzweck.

Der aufgeklärte Staat hat schon versucht, in den Mittelschulen heimatkundlichen Unterricht einzuführen. Um das Jahr 1780 ließ die Landeshauptmannschaft durch den Kremsmünsterer Ordenspriester Jakob Copisi eine für Gymnasien bestimmte Geschichte des Landes ob der Enns ausarbeiten, welche er 1782 zur Begutachtung vorlegte; sie erschien jedoch zu ausführlich und wurde deshalb nicht gedruckt; sie ist noch jetzt handschriftlich erhalten<sup>62</sup>).

Etwas Ähnliches als hier vorschwebte, aber nicht nach Wunsch gedieh, stellt das Büchlein „Das Erzherzogthum Österreich ob der Enns. Zum Besten des Bürgers und der Jugend historisch-geographisch in dreizehn Unterredungen geschildert“ („Historisch-geographische Unterredungen von dem Erzherzogthum Österreich ob der Enns, zwischen dem Lehrer und den Schülern“) dar, welches im Jahre 1796 in eben demselben Wiener Verlage (Binz) erschien, wo kurz vorher der vierte Band von de Lucas Landeskunde ausgegeben wurde: es ist eine solche in kleinem und weist in Anlage und Ausführung auf das genannte Vorbild hin; es legt freilich das Hauptgewicht auf die Topographie, welche erst im fünften Band des Hauptwerkes behandelt worden wäre. Da de Luca damals noch in Wien lebte und erst im Jahre 1799 starb, so ist seine Einflußnahme naheliegend, ja vielleicht hat er den kleinen Auszug selbst besorgt. Das neue Heimatbuch will nicht nur die Schüler über die Wesensart ihres Landes und dessen Bewohner unterrichten, sondern ihnen auch Anhänglichkeit an das Herrscherhaus beibringen; vor allem sollte die jüngste Gesetzgebung in ihren Errungenschaften für die Hebung des Volkswohlstandes dargestellt werden<sup>63</sup>); Geschichte gilt hier

<sup>62</sup>) Hagn S. 90. Schon vorher war eine „Geschichte des Herzogthums Kärnthen, zum Gebrauche der studierenden Jugend“, Wien 1781, erschienen; es handelt sich also um eine Einführung, welche nicht nur in Oberösterreich, sondern in allen Ländern geplant war.

<sup>63</sup>) So wird S. 28 f. das Toleranzedikt (1781) in seiner Bedeutung für den Aufschwung des Handels gepriesen; hiedurch „kamen geschickte Ausländer herein, diese halfen dem Handel durch Anlegung nützlicher Manufakturen dergestalt auf, daß Österreich beinah gar keiner fremden Waaren mehr bedurfte, sondern mit inländischen hinlänglich versorgt werden konnte“.

sowenig als eigenes Fach als Naturkunde, sondern beide sind jeweils für bestimmte Nutzzwecke angewandt.

Wie die Aufklärung die Landeskunde durch Erforschung der Natur und des Volkes mächtig gefördert, ja eigentlich erst geschaffen hat, so hat sie in gleicher Weise den *Fremdenverkehr* befruchtet und ihn erst nach heutigen Begriffen begründet. Im Mittelalter schufen einen größeren Zustrom von Fremden aus weiter Ferne bloß die Wallfahrten. Es ist nicht Zufall, daß uns die ersten Landschaftsbilder aus der Gegend von St. Wolfgang und St. Florian begegnen; beide Orte waren eben damals die am meisten besuchten Gnadenstätten im heutigen Oberösterreich. Die folgende Blütezeit der Stände kannte hinwieder fast nur Reisen aus dem Kreise der Adeligen und ihres Anhangs; die bezüglichen Handbücher (Topographien) nehmen denn auch bloß auf die Schlösser, Klöster, Städte und größeren Orte Bedacht.

Das wird nun anders, als die Aufklärung durchdringt; sie führt die Menschen in die Natur und bevorzugt immer mehr Stätten, wo sie in noch wenig berührtem Zustande zu finden ist. Jetzt auf einmal erwacht der Sinn für die erhabene Schönheit des Hochgebirges, dem man bisher fremd gegenüber gestanden war. Der Schweizer Arzt Albrecht Haller, der auch als Naturforscher eine führende Stelle einnimmt, hat in seinem Lehrgedichte „Die Alpen“ (1729) zum erstenmal deren Wunder der staunenden Welt verkündet und sie hiefür empfänglich gemacht; er preist ferner den unverdorbenen Sinn ihrer Bewohner und stellt ihn in Gegensatz zur Entartung in den Städten. Auf seinen Pfaden schreitet der Genfer Bürger Jean Jacques Rousseau fort und ruft zur Rückkehr in die Natur auf; mit ihm beginnt bereits jener Gefühlsüberschwang, der zur Romantik führt. Durch ihn namentlich wurde die Schweiz das beliebte Ziel der beginnenden Touristik.

Auf solchem Wege kam auch unser Salzkammergut zu Ehren. Der erste Verkünder seiner Pracht und Herrlichkeit wurde der Arzt und Naturforscher *Josef August Schultes* in seinem Buche „Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808“, das in zwei Teilen zu Tübingen 1809 erschien; er nennt es bereits „die oberösterreichische Schweiz“ und bespricht unter dem Namen des Landes nur diesen Gebietsteil; er hat sich auch durch andere Reisewerke wie über seine Ausflüge auf den Schneeberg bei Wien und besonders als erster Großglockner-Schriftsteller einen Namen gemacht, indem keiner vor ihm es so verstand wie er, die durch den Zauber der Alpenwelt in ihm ausgelösten Empfindungen in ausdrucksfähige Worte zu kleiden. Der König unserer heimatlichen Alpen, der Dachstein, ist bereits Gegenstand

seiner Aufmerksamkeit und er dringt bis zum Gletscher vor<sup>64</sup>); am Kranabethsattel bewundert er die Pracht des Sonnenaufgangs im Gebirge.

Nicht nur die weite Aussicht auf den Bergespitzen ruft sein Entzücken wach, sondern auch die Tallandschaft mit ihren in engem Raume befindlichen vielen Seen findet in ihm einen begeisterten Schilderer; er versteht, die verschiedenen Eindrücke und Stimmungen, welche sie hervorrufen, in wohl abgewogenen Sätzen feinfühlig darzustellen. Als Naturforscher sucht er eifrig Gesteine und vor allem Pflanzen, von denen er die gefundenen Arten mitteilt. Die Bewohner beobachtet er nicht minder sorgfältig; der Äpler in den Bergen, der Holzknecht in den Waldungen, der Salzarbeiter in der Grube, wie in der Sudhütte erhalten in ihm einen gewandten Anwalt; er vergleicht die Lebenspreise mit ihren Löhnen und findet Worte warmen Empfindens für ihre harte Lage. Nicht nur ihre gegenwärtigen Schicksale ergreifen ihn, sondern auch ihre Bedrängnis zur Zeit der Protestantenausweisung vergißt er nicht; er teilt hierüber ausführliche Auszüge aus der Chronik von Goisern mit. Von Hallstatt erregen die vorgeschichtlichen Funde am Salzberge, welche der als Landschaftszeichner bekannte Unterbergmeister Franz Steinkogler zusammengebracht hatte, seine Aufmerksamkeit; er hält sie noch für römisch. Der zweite Teil ist ausschließlich dem Salz- und Waldwesen gewidmet; er bringt die erste eingehende Darstellung eines bisher in Geheimnis gehüllten Gegenstandes<sup>65</sup>); die neu entdeckten Kohlenlager in Wolfsegg (1766) bespricht er ausführlich im Zusammenhange mit dem großen Holzbedarf der Salinen. Es ist staunenswert, wie sich der Verfasser in kurzer Zeit solche Kenntnisse verschaffen konnte, die uns um so erwünschter sind, als man gerade damals anfang, die Erfahrungen der Wissenschaft für die Gewinnung des Salzes zu verwerten; er gedenkt hiebei vor allem der wertvollen Beihilfe des Amtsverwesers Ritter in Hallstatt, der auch als eifriger Sammler von Mineralien genannt zu werden verdient; außerdem hat dieser reichen Stoff für die Geschichte des Kammergutes zusammengetragen, den er kurz vor seinem Ableben dem Verfasser als Andenken vermachte, da sein Sohn als k. k. Beamter keinen öffentlichen Gebrauch davon machen durfte. Schultes war gebürtiger Wiener, trat aber, um dem in Österreich herrschenden geistigen Druck zu entgehen, im Jahre 1808 in die Dienste Bayerns; er bekam eine Lehrkanzel an der Innsbrucker Hochschule, da Tirol

<sup>64</sup>) Der Gipfel des Dachsteins war bis dahin noch nicht erstiegen; das geschah zum erstenmal im Jahre 1819. W. Rally, Der Führer im Salzkammergut (1841) S. 72; W. Lehner, Die Eroberung der Alpen (1924) S. 104.

<sup>65</sup>) Jene von I. A. Weber, Beschreibung der grossen (!) Saline bei Gmunden in Oberösterreich (Tübingen, 1789) ist noch recht dürftig.

damals dorthin gehörte. Auf solche Weise erhielt er die Freiheit, offen seine Meinung zu sagen; hievon hat er in seinem ein Jahr später erschienenen Buche, freilich öfter einen zu weit gehenden Gebrauch gemacht; seine Ausfälle gegen alles, was seinem Sinne als Aufklärer nicht entsprach, wirken manchmal abstoßend. Für die Rückreise wählte er den Wasserweg, umfuhr den Traunfall, den er dem Rheinfall zu Schaffhausen vorzieht; anschließend besuchte er noch die Klöster Lambach und Kremsmünster sowie das Stift St. Florian<sup>66</sup>). Für Kunst hatte er keinen Sinn; hievon spricht er bei den Sehenswürdigkeiten St. Florians nur kurz über die „kleine“ Bildersammlung, die ihm lieber ist als „die Rumpelkammer von Gemälden zu Kremsmünster“, dessen Kirche er noch als „elend“ bezeichnet. Weniger zu wundern ist, daß er in St. Wolfgang des Pacher Altares mit keiner Silbe gedenkt; ihm, dem Josefiner, hatte ja die Gotik als Kunst des „finsteren“ Mittelalters nichts zu sagen.

Schultes „Reisen“ wirkten bahnbrechend; man kann ihn mit Fug und Recht den Entdeckern der landschaftlichen Schönheit des Salzkammergutes zuzählen, dessen Lob er so beredt verkündet hat, daß er der eigentliche Erwecker des oberösterreichischen Fremdenverkehrs geworden ist. Keiner seiner zahlreichen Nachfolger, welche ihn öfter stark benutzten, hat ihn an Kraft und Schwung der Darstellung erreicht<sup>67</sup>).

Von den anderen Fremdenführern sei nur noch die „Vaterländische Reise von Grätz über Eisenerz nach Steyer“ erwähnt, welche der Crazer Rechnungsbeamte K(ajetan) F(ranz) v. L(eitner) verfaßt hat (Wien, 1798). Wie Schultes die Salzerzeugung vorführt, so schildert das eben genannte Buch eine andere Eigenart unseres Landes, die Eisenverarbeitung; wie schon der Titel sagt, behandelt es das gesamte Eisenwesen von der Gewinnung des Roheisens am Erzberge bis zu seinem Verkauf in den verschiedenen Eisenwaren zu Steyr; es liefert uns als erste Darstellung solcher Art sehr schätzenswerte Nachrichten. Dem Lande ob der Enns ist der letzte Abschnitt gewidmet. Die Stadt Steyr bedeutete für den Eisenhandel Ähnliches wie die Stadt Gmunden für den Salzverkauf, wie in gleicher Weise die Traun für das Salz dieselbe Aufgabe hatte als die Enns für das Eisen: in beiden Fällen nötigte der große Holzbedarf alle am Gewinnungsort nicht unbedingt nötigen Betriebe talab den Flußläufen entlang in walddreichere Gegenden zu verlegen. Leitner folgt demnach der Enns, wie Schultes der Traun. Wir sehen

<sup>66</sup>) Linz behandelt er erst in seinen Donaufahrten 2 (1827) S. 83—120; hier nennt er das Salzkammergut „einen der schönsten Winkel der Erde nicht bloß in Österreich, sondern auf dem ganzen festen Lande von Europa“.

<sup>67</sup>) Die folgenden Reisehandbücher verzeichnet F. C. Weidmann, Der Führer nach und um Ischl, 2. Auflage. (1849) S. XVII—XXII.

dar aus, daß für beide nicht nur die landschaftliche Schönheit die Wahl des Weges bestimmte, sondern auch das Bedürfnis, die Salz- und Eisenerzeugung kennen zu lernen; das eine wie das andere entsprach den Zielen, welche sich die Aufklärung setzte; hier wie dort erhielt hiedurch die Landeskunde mächtige Antriebe. Leitner ist von der malerischen Lage der Stadt am Zusammenfluß zweier Flüsse entzückt, nennt auch den Stadtplatz „schön“, ja sagt von der gotischen Pfarrkirche, sie „verdiene gewiß als ein Monument dieser Bauart gesehen zu werden“; in Garsten stimmt ihn das Innere der „großen und prächtigen“ Barockkirche „zu erhabenen Empfindungen“. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Stadt behandelt er die Bevölkerung, ihre Trachten und Bräuche und vergleicht sie mit jener von Steiermark. Seine Lieblingsbeschäftigung ist indes, wie er selbst sagt, die Fabriken und Werkstätten der einzelnen Arbeiter zu besuchen; er prüft die verschiedenen Arbeitsweisen und fragt sich, ob nicht die Einstellung von Maschinen manche Handgriffe ersparen könnte; auch die Industrien der Umgebung sucht er auf. Im allgemeinen, meint er, fühle man bald, „daß man hier in allem gerne beym Alten bleibt, und die Fortschritte der Wissenschaft in den neueren Zeiten nicht allein verkennt, sondern auch für gefährlich hält“; auf der anderen Seite gesteht er sich freilich, daß gerade der hier gebräuchlichen Heimarbeit manche Gewerbe ihr Aufkommen verdanken.

Inzwischen hatten sich tiefgreifende Veränderungen vollzogen, welche die französische Revolution ausgelöst hatte; es begann, kaum als Franz I. in Österreich den Thron bestiegen hatte (1792) eine sehr unglückliche Zeit, indem vier feindliche Einfälle der Franzosen und ihrer Verbündeten die Alpenländer verheerten und aussaugten; namentlich jener des Jahres 1809 hatte böse Folgen; noch 1813 wurden Vorbereitungen zur Fluchtung der Kunstschatze, der Archive und Staatskassen getroffen; erst der Wiener Kongreß (1815) brachte wieder eine Zeit länger dauernden Friedens. Die Furcht vor der Revolution zeitigte freilich einen noch schärferen Druck in der Polizei und Zensur, der bis zum Jahre 1848 währte.

Im Geistesleben waren unterdessen nicht minder grundstürzende Wandlungen erfolgt. Der Kunstfremdheit der Aufklärung war schon früh eine Gegenströmung im Klassizismus erwachsen. Im Jahre 1764 ließ Johann Joachim Winckelmann, ein Zeitgenosse von Justus Möser, seine „Geschichte der Kunst des Altertums“ erscheinen und lehrte damit die Deutschen den Geist des Altertums erfassen; zugleich gab er mit seinem bahnbrechenden Werke dem Begriff der geschichtlichen Entwicklung einen neuen Inhalt, ja das Wort „Kunstgeschichte“ hat er zuerst in unserem

heutigen Sinne gebraucht. Die Altertumskunde (Archäologie) und Kunstwissenschaft gehen auf ihn zurück. Zwei Jahre darauf veröffentlichte Lessing seinen „Laokoon“ und zeigte an der berühmten, im Vatikan befindlichen Skulpturengruppe Wesen und Schönheit der griechischen Kunst. Schon vorher traten die in der Asche des Vesuvs versunkenen Städte Pompei und Herculaneum ans Licht und boten eine bisher noch nie dagewesene Fülle von Ausgrabungsgegenständen von selten guter Erhaltung. In diesem Zusammenhange sei des Grafen Anton von Lamberg aus der Sprinzensteinischen Linie gedacht, welcher während seines sechsjährigen Aufenthaltes als Gesandter am Neapolitanischen Hofe mit auserlesenem Geschmacke über fünfhundert Stück altgriechische Vasen sammelte, welche noch zu dessen Lebzeiten Kaiser Franz um 12.000 Gulden ankaupte (1815); sie bilden noch heute eine Zierde des Kunsthistorischen Museums in Wien<sup>68</sup>). Noch stärker äußerte sich der neue Geist in König Ludwig I. von Bayern, welcher für die von ihm erworbenen griechischen und römischen Bildhauerwerke im Jahre 1816 ein ihrer hohen Kunstwerte würdiges Gebäude, die Münchener Glyptothek, in gleichem Stil erbauen ließ.

Die prächtigen Fundgegenstände aus Italien und Griechenland wirkten nicht nur auf die alten Sammlungen befruchtend, indem jetzt die Werke der Bildhauerkunst höhere Beachtung fanden und den bisher bevorzugten Gemälden ebenbürtig an die Seite traten, sondern riefen auch das Verlangen wach, den deutschen Boden in planmäßigen Ausgrabungen zu erforschen. Damit erwuchs der Landeskunde eine neue Aufgabe, welche hiefür eigene Sammlungen benötigte, deren Zweck es war, die gemachten Funde dauernd aufzubewahren. Solche hatten wissenschaftlich nur dann ihren vollen Wert, wenn ihr Fundort genau bekannt war. Die Museen waren hiedurch genötigt, der Frage der Herkunft eines Stückes (Provenienz) erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden; auf solchem Wege erhielt das Sammelwesen bodenständigen Grundzug und feste Richtung. Die Begeisterung für das Altertum wirkte fördernd auf den Unterricht; die vertiefte Pflege der lateinischen und griechischen Sprache setzte sich als Ziel, auch in deren Geist einzuführen und ergänzte den Geschichtsunterricht; die Schulen halfen mit, Sinn und Verständnis für die Bodenfunde zu erwecken. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit der eigenen Heimat trat freilich hiedurch zurück.

In viel höherem Maße als der Klassizismus wirkte eine andere Geistesströmung, die Romantik, welche bald hernach auf deutschem Boden Fuß faßte, auf das Volk ein; sie wandte sich ja nicht einer fremden, sondern der eigenen Vorzeit zu; hier wie dort

<sup>68</sup>) Seine reichhaltige Bildersammlung vermachte Lamberg der im Jahre 1692 gegründeten Akademie der bildenden Künste in Wien.

war die Einstellung geschichtlich; die letztere war eine natürliche Fortsetzung und Ergänzung der erstgenannten. Pfl egte die Aufklärung den Verstand, so richtete sie sich als Gegensatz zu ihr an das Gefühl und pries die Macht des Glaubens. Ihre Sehnsucht galt dem Mittelalter, wo die Christenheit ein einziges Bekenntnis verband und das Deutsche Reich die Zeit seines Glanzes erlebte. Wie die Aufklärung es unterschätzte, so verfiel die Romantik in den entgegengesetzten Fehler und überwertete es. Die Bewegung wurde gefördert durch die Jahre der französischen Fremdherrschaft. In den Tagen der Not und Erniedrigung erstarkte das Heimatgefühl. Das deutsche Volk suchte Trost und Erhebung in der eigenen großen Vergangenheit und richtete sich an ihr auf. „Man fing an“, sagt Karoline Pichler in ihren „Denkwürdigkeiten“, „das alte Deutschland zu lieben, man studierte seine Sitten, man erwärmte sich an dem ritterlichen, frommen Sinne des Mittelalters und gewann das Land und die Landsleute lieber, denen man früher gern alles Ausländische vorgezogen hatte“<sup>69)</sup>. In ergreifenden Worten schildert diesen Umschwung Josef Gaisberger, der uns später als Mitbegründer unseres Vereines noch beschäftigen wird, wenn er u. a. in seinem Berichte über die Ausgrabungen römischer Altertümer zu Schlägen sagt: „Und wie wir nicht selten auf den Trümmern gebrochener Burgen und eingestürzter Schlösser kraftvolle Bäume hervorkeimen, und ihre Wipfel hoch in die Lüfte tragen sehen; so keimte aus den Ruinen des deutschen Reiches allmählig eine um so innigere Anhänglichkeit an das unglückliche Vaterland hervor, eine hohe Begeisterung für alles germanisch Alterthümliche, eine sich allenthalben kund gebende entschiedene Neigung und Vorliebe für die Geschichte des Heimatlandes, seiner Einrichtungen, seiner Anstalten, seiner großen Männer.“ „Da wurde“, setzt er wenige Zeilen später fort, „kein Studium mit edlerem Enthusiasmus ergriffen, mit glühenderem Eifer betrieben, und mit rastloserer Thätigkeit fortgesetzt, als das der vaterländischen Geschichte. — Doch weil das menschliche Leben so kurz, die Kräfte des Einzelnen so beschränkt sind, fühlte man bald lebendig das Bedürfnis, sich zu so schönem Zwecke zu vereinen, um mit vereinigter Kraft dem hohen Ziele nachzuringen“<sup>70)</sup>.

Die Gotik als die hohe Kunst des Mittelalters kam jetzt wieder zu Ehren. Schon der junge Goethe hatte, bevor er sich der Antike zuwandte, unter dem Einflusse Herders in seiner Schrift „Von deutscher Baukunst“ (1773) als erster ihr wieder Bewunderung gezollt und das herrliche Bauwerk des Straßburger Münsters gepriesen.

<sup>69)</sup> Herausgegeben von E. K. Blümml 1 (1914) S. 331.

<sup>70)</sup> Vierter Bericht des Linzer Museums (1840) S. 12.

Im Jahre 1811 schlug die Geburtsstunde der Denkmalpflege mit der Wiederherstellung des Kölner Doms; sie schuf damit gleich ein Werk großen Stiles und von staunenswerter Kraft. Schon im Jahre 1797 fanden die christlichen Maler des Mittelalters in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ wieder Wertschätzung. Kurz darauf, als die Säkularisation der Bistümer und die damit verbundenen Klosteraufhebungen in Deutschland (1803) unermeßliche Schädigungen am Kunstgut brachten, begannen die Brüder Boisserée, die späteren Anreger für den Ausbau des Kölner Domes, altdeutsche Bilder zu erwerben und schufen jene berühmte Sammlung, welche als erste ihrer Art genannt zu werden verdient; im Jahre 1827 kaufte sie um 240.000 Gulden der kunstbegeisterte König Ludwig von Bayern an, welcher ebenso wie für die Werke der Bildhauerkunst auch für jene der Malerei ein eigenes Gebäude, die Pinakothek, erbauen ließ und hiedurch bahnbrechend wirkte.

Die schriftlichen Denkmäler des deutschen Mittelalters fanden nicht minder Beachtung. Für die Aufnahme der Urkunden der aufgehobenen Hochstifte und Klöster wurden Staatsarchive geschaffen. Der geschichtliche Sinn der Romantik äußerte sich in einzigartiger Größe in der Begründung der Monumenta Germaniae historica durch den bekannten Staatsmann Freiherrn von Stein (1819); sie waren bestimmt, die mittelalterlichen Geschichtsquellen Deutschlands zu sammeln und im Drucke herauszugeben. Kein anderes Volk hat ein Quellenwerk von solchem Ausmaße und gleicher Gediegenheit geschaffen; es wird heute noch durch die damals ins Leben gerufene Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde fortgeführt und bildet ein Ruhmesblatt deutscher Wissenschaft. Die Brüder Grimm begannen die Sprache unserer Vorfahren und die deutsche Volkskunde zu erforschen. Die mittelalterlichen Dichtungen und Heldensagen (Nibelungenlied) wurden ebenfalls ans Licht gezogen.

Nicht später als in Deutschland, ja vielleicht noch früher, verbreitete sich die romantische Strömung in Österreich. Als erstes Zeugnis hiefür ist die schon im Jahre 1790 erfolgte Gründung der „Wildensteiner Ritterschaft zur blauen Erde“ auf der Burg Sebenstein im Püttental bei Wiener Neustadt zu nennen. Ihr Zweck war, das mittelalterliche Rittertum wieder zu erwecken und in treuem Spiegelbilde aufleben zu lassen; sie verwandelte die alte, dem Verfall preisgegebene Feste, welche nach ihren früheren Besitzern auch Wildenstein hieß, wieder in eine Ritterburg: eine gotische Kapelle, ein Rittersaal, Prunkzimmer und eine Gerichtsstube erstanden aufs neue; auch Sammlungen von Seltenheiten, Altertümern und Kunstwerken, welche die Gestalt der früheren Kunst- und Wunderkammern erhielten, zwei Rüstkammern und ein

Urkundenarchiv fehlten nicht<sup>71)</sup>. Der Gedanke des Denkmalschutzes tritt uns hier zum erstenmal in Österreich deutlich entgegen. Die Gesellschaft gefiel sich nicht nur in ihrem wunderlichen Treiben und in ritterlichen Festen, sondern übte auch Werke der Wohltätigkeit. Trotz aller Harmlosigkeit ließ sie Kaiser Franz im Jahre 1820 wegen ihres in manchem an die Freimaurerei erinnernden Gehabens auflösen; ihr Hochgroßmeister war sein Bruder Erzherzog Johann<sup>72)</sup>.

Dasselbe Bestreben finden wir im Bau der nach ihm benannten Franzensburg in Laxenburg, welcher 1798 begann; nur fehlt hier die Ritterschaft; an Stelle der Wiederherstellung einer alten Feste trat ferner ein Neubau; hier wie dort herrschte jedoch die gleiche Absicht, das Abbild einer mittelalterlichen Ritterburg erstehen zu lassen. Da Laxenburg kaiserlicher Besitz war, so fiel es nicht schwer, die benötigten Altertümer und Kunstwerke aus allen Erbländern herbeizuschaffen; namentlich die Klöster, einzelne adelige Herrschaftsbesitzer und Bischöfe trugen hiezu bei. Im Jahre 1801 wurde das Schloß eröffnet. Gerade vorher, zur Zeit des Franzoseneinfalles, besuchte es der Kremsmünsterer Ordenspriester Beda Plank, welcher uns die erste Beschreibung liefert: er spricht zwar von der „berühmten alten Burg“, welche als „neues Alterthum“ errichtet wird, nennt aber den Bau „bei itziger Zeit eben so selten als unnütz“<sup>73)</sup>. Die Franzensburg ist als eines der frühesten Denkmale der beginnenden Romantik in Österreich noch bemerkenswerter als Sebenstein, als hier der neugotische Stil zum erstenmal als ihre Ausdrucksform deutlich sichtbar in Erscheinung tritt; ein getreues Spiegelbild einer Ritterburg kam hier sowenig als dort zustande; dafür mußten erst bessere Kenntnisse geschaffen werden; die ganze Durchführung ist in ihrer spielerischen Art bloß als Auffassung der Frühromantik zu werden. Es ist dasselbe Vorhaben, das später mit viel mehr geschichtlicher Treue Graf Hans Wilczek beim Wiederaufbau der Burg Kreuzenstein ausgeführt hat. Es kam die Zeit, welche keinen eigenen, ihr gemäßen Stil mehr hervorbrachte und daher um so mehr angewiesen war, die Denkmäler der Vergangenheit als nachahmenswerte Vorbilder zu „retten“ und zu erhalten.

Nicht minder wichtig und lehrreich sind beide Vorkommnisse für die Entwicklung des musealen Gedankens: die Burg war hier wie dort als ein Museum beabsichtigt, das bestimmt war, den Besuchern die Anschauung einer mittelalterlichen Ritterburg zu vermitteln; eben deshalb brachte man solche Gegenstände zusammen. Hiedurch

<sup>71)</sup> K. A. Schimmer, Geschichte der Wildensteiner Ritterschaft zur blauen Erde auf Burg Sebenstein (Wien, 1851) S. 8—10.

<sup>72)</sup> V. Bibl, Der Zerfall Österreichs 1 (1922) S. 184, 288—292.

<sup>73)</sup> P. Beda Plank „Fluchtreise 1800—1801“, hg. von B. Pösinger im 63. Programm des Kremsmünsterer Stiftsgymnasiums (1913) S. 60.

wurde die Aufmerksamkeit auf Dinge gelenkt, welche bisher kaum beachtet, ja geringgeschätzt waren. Das war der einzige und bleibende Gewinn; das Sammelwesen erhielt so neue, wieder der Vergangenheit zugewandte Antriebe, welche das Bedürfnis schufen, Museen zu gründen. Die Art des Sammelns war noch nicht gezügelt; sie hätte sich für den gewollten Zweck bloß auf Gegenstände des Mittelalters beschränken dürfen. Daß dies nicht geschah, war jedoch bloß das kleinere Übel. Viel mehr zu tadeln ist das ungerichtete Zusammentragen aus allen Gegenden und das oft unnötige Herausreißen von Altertümern und Kunstwerken aus der für sie bestimmten Stelle und aus ihrem bisherigen Zusammenhange; man erkannte noch nicht den wahren Zweck solcher Museen, bloß als rettende Notbehelfe in jenen Fällen zu dienen, wo sonst der Untergang unvermeidlich wäre.

Hervorhebenswert ist, wie schon damals, noch vor den Franzosenkriegen, in Österreich die Begeisterung für das Mittelalter hervortrat. Ein Zeitgenosse schildert uns den Umschwung mit folgenden Worten: „Der Enthusiasmus für moderne Romane ist verschwunden. Die Liebe zu Rittergeschichten ist auf einmal erwacht, und alles will dialogisirte, altdeutsche Begebenheiten lesen. Die Sagen der Vorzeit, Thekla Gräfinn von Thurn, Friedrich mit der gebissenen Wange, Heinrich der vierte, Alf von Dülmen, die astrologischen Fürsten, und dergleichen Werke sind fast in Jedermanns Händen“<sup>74</sup>). Schon vor dem unglücklichen Kriege des Jahres 1809 regte sich in Österreich die Sehnsucht, das französische Joch abzuschütteln; damit wuchs das Heimatgefühl; die in der Romantik geborgenen Kräfte fanden hiedurch einen guten Nährboden. Die Regierung erkannte auf einmal, daß ihr eine innere Anteilnahme des Volkes am eigenen Geschehe nur nützlich sei und begünstigte jetzt geistige Bestrebungen, welche darauf abzielten. Damals (1808) begannen die „Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat“, herausgegeben von mehreren Geschäftsmännern und Gelehrten, zu erscheinen; ihr Zweck und Plan lautete ebenso kurz als bündig: „die Bewohner der kais. königl. Erbstaaten mit sich selbst näher bekannt zu machen und Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern.“

Es liegt im Wesen der Aufklärung begründet, daß sie mit ihren Einrichtungen nicht bloß auf die führenden Schichten, sondern auf das ganze Volk Bedacht nahm; mit ihr wuchs der Sinn für den erzieherischen Wert der Wissenschaft und damit erwachte das Bedürfnis, neben den von ihr ins Leben gerufenen Volksschulen noch andere Bildungsanstalten zu schaffen, welche allgemein zugänglich

<sup>74</sup>) Skitze von Grätz (1792) S. 203 f.

waren. Das im Jahre 1753 gegründete Britische Museum in London war das erste, welches von seiner Geburtsstunde an für die Öffentlichkeit bestimmt war; es war auch nicht das Werk eines Herrschers, sondern wuchs aus dem englischen Volke selbst heraus. Noch nachhaltiger hat hierin die französische Revolution gewirkt. Im Anfange hat sie wohl ganz ohne Not viele Kunstwerke und Sammlungen vernichtet, aber bald erkannte sie deren Wert für die Geschmacksbildung und den Unterricht und suchte sie zu erhalten. Schon frühzeitig begannen die Bestrebungen, den Kunstbesitz der Könige als Staatseigentum zu erklären und im Louvre zu Paris zu vereinigen; das dort als Staatsanstalt geschaffene Museum (1792) war unentgeltlich zugänglich; noch vorher (1790) sorgte die Regierung für den Schutz der Gemälde, Statuen und der übrigen beweglichen Kunstgegenstände im Lande; sie wollte den Gewerbetreibenden gute Vorbilder zur Verfügung stellen. Frankreich wurde so führend auf dem Gebiete des Musealwesens und der Denkmalpflege. Von kurzer aber doch kräftiger Wirkung war das Musée Napoléon, welches der Korse dadurch schuf, daß er hervorragende Kunstwerke aus den besiegten Staaten nach Paris bringen ließ. Den Überschuß aus den dortigen Beständen ließ er an die Provinzmuseen abgeben, deren Gründung er schon als Konsul angeordnet hatte. Die deutschen und österreichischen Sammlungen erlitten hiedurch hohe Verluste, die glücklicherweise nur vorübergehend waren, da das Meiste doch wieder zurück kam. Bei feindlichen Einfällen mußte das Kunstgut mehrmals geflüchtet werden; noch größere und dauernde Schädigungen brachten die Klosteraufhebungen. Jetzt endlich, nach so vielen Einbußen, wurden sich die Deutschen des hohen Wertes ihres von den Vorfahren ererbten Kunstbesitzes bewußt; die junge Romantik fand so für ihre Bestrebungen wachsendes Verständnis.

Die Erhaltung des Kulturgutes wurde nach so traurigen Erfahrungen eine vaterländische Pflicht und damit eine Sorge des Staates, der in ihm einen Teil des Volksvermögens erkannte. So verordnete ein Hofdekret vom 5. März 1812, es seien neben den Münzen auch Altertümer aller Art wie Statuen, „kleinere Figuren oder sogenannte Götzenbilder“, Waffen, Gefäße, Geräte, „erhobene oder tief geschnittene Steine oder mit halberhobener Arbeit (Basreliefs)“ sowie Inschriften nach ihrer Auffindung an das k. k. Münz- und Antikenkabinett in Wien einzusenden<sup>75)</sup>. Wir erinnern uns da des früheren Vorgehens der Landesfürsten bei Schatzfunden. Kaiser Franz verbot im Jahre 1818 die Ausfuhr aller „Kunst- und Litteratur-Gegenstände, welche zum Ruhme und zur Zierde des Staates beitragen“, aus dem Bereiche Österreichs<sup>76)</sup>. Ein Auftrag desselben

<sup>75)</sup> Franz des Ersten politische Gesetze u. Verordnungen 38 (1813) S. 157 f.

<sup>76)</sup> Ebendort 46 (1820) S. 270.

Herrschers vom 14. Juni 1828 brachte die früheren Weisungen in Erinnerung und ordnete noch an, es seien die gefundenen römischen Inschriftensteine an den Außenmauern der nächstgelegenen Kirchen einzumauern und der Obhut des betreffenden Pfarrers zu empfehlen; ferner seien für das geplante Inschriftenwerk (*Corpus antiquarum inscriptionum imperii Austriaci*) Abschriften solcher Steine und anderer alten Inschriften durch die Kreisämter vorzulegen<sup>77</sup>). Es fehlten nur noch Vereinigungen, welche diesen Anordnungen zum Durchbruche verhelfen und sorgten, daß die Funde der engeren Heimat erhalten blieben; in diese Lücke traten die im Entstehen begriffenen Musealvereine.

Den Begriff der Landeskunde hat die Aufklärung geschaffen; ihr fast nur der Gegenwart zugewandter Sinn ließ freilich die Gründung von Museen für solche Zwecke weniger nötig erscheinen. Das wurde nun anders, als Klassizismus und Romantik in ihren Bestrebungen auf die Vergangenheit zurückgingen. Das Bedürfnis, diese der Allgemeinheit verständlich zu machen, benötigte nicht minder die Schaffung von Sammlungen aus der Zeit des Altertums und des Mittelalters, als die damit verbundene Forschungsarbeit. Die neuerwachte Liebe zur Heimat fand hier ein ebenso schönes als lohnendes Arbeitsfeld. In der Gründung der ersten Museen in Österreich haben alle drei Geistesrichtungen zusammengewirkt: je nach der Zeit und der geographischen Lage und nach den verschiedenartigen Persönlichkeiten ihrer Schöpfer tritt bald die eine, bald eine andere deutlicher zum Vorschein.

---

#### IV.

### Die Gründung der ersten Landesmuseen im Kaiserstaate Österreich.

Als Maria Theresia um den Bestand ihres Reiches kämpfte, fand sie bei den Ungarn Zuflucht; als Entgelt für die gewährte Hilfe durfte sie die ständischen Freiheiten nicht antasten. So blieb Ungarn der alte Ständestaat; dessen amtliche Sprache blieb nach wie vor die lateinische; das Ungarische war damals als Schriftsprache noch

---

<sup>77</sup>) Ebendort 56 (1830) S. 243 f.

wenig geformt. Die Rückständigkeit der ungarischen Kultur trat schon den jungen Adelligen ins Bewußtsein, welche Maria Theresia an ihren Hof zog. Die von ihr zu Wien gestiftete Erziehungsanstalt wirkte in gleichem Sinne auf den jungen Grafen Franz Széchenyi. Die Anregungen, die er dort empfing, veranlaßten ihn, eine Bibliothek anzulegen, die bald hohen Wert erlangte: sie enthielt nicht nur Bücher und Handschriften, sondern auch Landkarten, Münzen, Kupferstiche, Wappen und Siegel; das alles hatte er zu Hause wie auf seinen weiten Reisen zusammengebracht. Sein Blick war hiebei schon auf die Heimat gerichtet; alles, was die Vaterlandskunde förderte, insbesondere sämtliche Werke, welche über Ungarn handelten oder von einem Sohn dieses Landes verfaßt waren, sollten dort vereinigt werden.

In dem Bestreben, die Bildung in seiner Heimat zu heben, widmete er am 25. November 1802 mit kaiserlicher Genehmigung seine reichhaltige Bücherei seinem Vaterlande und bestimmte sie für den öffentlichen Gebrauch. Aus ihr als Grundstock sollte in Budapest ein ungarisches Museum entstehen; die Sammlungen wuchsen demnach aus den Fachabteilungen des Bücherbestandes gleichsam heraus und ergänzten sie, wie Abbildungen ein wissenschaftliches Werk erläutern; sie waren demnach ursprünglich bloß ihr Zugehör wie in den alten Bibliotheken. Der Stifter aber hatte schon anfangs das Ziel im Auge, nach dem Vorbilde der europäischen Hauptstädte ein Museum zu schaffen, das jedoch von vorneherein für die Öffentlichkeit bestimmt war und eine bodenständige Prägung aufwies. Es liegt hierüber ein ausführlicher Plan vor: es sollte seine Bibliothek mit ihren Sammlungen, Altertümer, Waffen, eine naturwissenschaftliche und technologische Abteilung umfassen; auch ein „Pantheum“ war vorgesehen, in welchem nach griechisch-römischem Vorbilde die Bildnisse der um ihr Vaterland verdienten Männer ausgestellt sein sollten. Bemerkenswert ist der nationale Einschlag und damit der heimatliche Grundzug, welcher alles belebt und durchdringt. Das Museum sollte nicht nur der Belehrung und der Pflege völkischer Eigenart dienen, sondern war auch aussersehen, durch seine Kunstwerke das Auge zu ergötzen und die Geschmacksbildung (*gustus aestheticus*) zu heben. Die unter dem Titel „Museum Hungaricum“ erschienene Schrift lag dem Landtage des Jahres 1808 vor. Der eingebrachte Entwurf kam zwar damals noch nicht zur Ausführung, aber die Stände beschlossen, für jeden dem König bewilligten Gulden einen Groschen als Zuschlag für die neue Anstalt einzuheben<sup>78</sup>). In dem bezüglichen Landtagsbeschuß findet sich das Wort „N a t i o n a l m u s e u m“ zum erstenmal in Österreich

<sup>78</sup>) A. Dux, Das ungarische Nationalmuseum (1858) S. 5.

gebraucht<sup>79)</sup>; es bezieht sich in diesem Falle sowohl auf den Staat als auch auf das Volk, für welches die Widmung bestimmt war; es war das erste Landesmuseum im Kaiserstaate und wurde als beispielgebende Schöpfung auch in Deutschland gewürdigt und zur Nachahmung empfohlen.

Zahlreiche Schenkungen vervollständigten bald das begonnene Werk. Zu den Sammlungen des Stifters kam das reichhaltige und wertvolle Mineralienkabinett seiner Frau; 1810 wurden bereits die naturgeschichtlichen Sammlungen begonnen<sup>80)</sup>; an die Abteilung der Altertümer (Aquincum) reihten sich Waffen und Rüstungen sowie eine Schatzkammer; die Bildergalerie fügte erst der als Dichter bekannte Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker hinzu (1844). Es war dieselbe Zeit, als der für das Museum bestimmte Neubau seinem Ende nahte. Der Sohn des Gründers Stephan Széchenyi, der „große Ungar“, ist als Staatsmann der Erwecker seines Volkes geworden und hat hiedurch eine Tat vollführt, welche sein Vater auf wissenschaftlichem Felde begann.

Das zweite Nationalmuseum trat ebenfalls im Reiche der Stephanskronen ins Leben; es war das Bruckenthalsche in Hermannstadt. Sein Gründer war der siebenbürgische Landesgouverneur Samuel Freiherr von Bruckenthal. Dieser hatte in Halle und Leipzig seine Studien gemacht und, prachtliebend wie er war, schuf er auf seinen Landgütern kostbare Sammlungen an Büchern, Gemälden, Münzen und Mineralien. In seinem letzten Willen, er starb 1803, bestimmte er sie als ein unveränderliches Fideikommiß und widmete sie der Öffentlichkeit. Im Jahre 1817 wurde das seinen Namen führende Nationalmuseum für diese Zwecke an das evangelische Gymnasium in Hermannstadt übertragen, wo es sich als ein dem sächsischen Volke in Siebenbürgen gewidmetes Denkmal noch heute befindet.

In den Alpenländern reiften solche Bestrebungen zuerst in Graz. Das nach seinem Gründer Erzherzog Johann benannte Nationalmuseum für Innerösterreich (Joanneum) entstand im Jahre 1811. Der damals noch jugendliche Prinz gedachte früher, seine reichhaltigen Sammlungen der Innsbrucker Hochschule zu widmen; als Tirol aber im Kriege verloren ging (1805), verwirklichte er sein Vorhaben in der Steiermark. Von dem seltenen

<sup>79)</sup> *bibliothecam suam, nummos item rariores et arma insignium familiarum, uti etiam mappas et icones, nec non manuscripta, peculiari cura, sumptibusque per se collecta, usibus nationis Hungariae pleno jure transscripserit, hisce fundamenta erigendi Musei Nationalis zelo laudabili posuerit.* Taschenbuch für die vaterländische Gesch. 3 (1822) S. 448.

<sup>80)</sup> *Magyar Minerva* 6 (1932) S. 719 u. 721. Eine Übersicht der ersten Bestände bei: [F. Bertuch], *Curiositäten* 4 (Weimar, 1815) S. 381—399.

Manne hatte schon Schultes vorhergesagt, er wäre aus dem Kaiserhause der einzige, „von dem Länder- und Völkerkunde Österreichs etwas erwarten“ dürfen<sup>81</sup>). Der Erzherzog war ein großer Freund der Naturwissenschaften und hatte in kurzer Zeit reiche Sammlungen zusammengebracht. Diese wollte er, wie aus seiner Bitte an seinen Bruder Franz hervorgeht (1809), mit jenen des Lyzeums in Graz verbinden, um dort ein „Museum für Naturgeschichte, Chemie, Ökonomie und Technologie“ zu errichten, wofür er schon einen Plan ausgearbeitet hatte<sup>82</sup>). Ein naturgeschichtliches Schulmuseum hatte schon vorher (1802) Propst Leopold Scherschnick in Teschen in großem Maßstabe begründet und mit einer reichhaltigen Bücherei ausgestattet; wenig später (1814) geschah in Troppau dasselbe. Die Absicht des Erzherzogs, seine Sammlungen mit dem Lyzeum zu verbinden, entsprach dem Zuge der Zeit, durch solche Einrichtungen den Anschauungsunterricht zu fördern. In Graz scheiterte eine solche Angliederung jedoch an der Platzfrage. Das Museum erstand selbständig, als die Stände hiefür ein eigenes Gebäude ankauften; es war das in gleichem Jahre, als in Österreich der große Staatsbankerott erfolgte. Die Verwaltung besorgte ein eigenes Kuratorium. Die Aufsicht und das Eigentum an seinen Sammlungen behielt sich der Erzherzog für die Zeit seines Lebens bevor; nach seinem Ableben sollte sie, so bestimmte er in seiner Schenkungsurkunde vom 16. Juli 1811, das Land Steiermark unwiderruflich übernehmen.

Nach den Worten des Stifters war „das Sammeln zum hohen Ziele der erste Schritt. Sandkorn für Sandkorn, Stein für Stein machen den stolzen Bau“<sup>83</sup>). Die von ihm noch in gleichem Jahre erlassenen Satzungen<sup>84</sup>) bezeichnen als Zweck des Joanneums: „dasselbe soll alle in den Umkreis der National-Literatur gehörigen Gegenstände in sich begreifen. Alles, was in Innerösterreich die Natur, der Zeitwechsel, menschlicher Fleiß und Beharrlichkeit hervorgebracht haben, was die Lehrer der verschiedenen öffentlichen Anstalten ihren wießbegierigen Zöglingen vortragen;“ sie bringen bereits eine bedeutsame Erweiterung, indem als Zweck der neuen Anstalt nicht nur die Pflege der naturwissenschaftlichen Fächer und der Technologie, sondern auch — und das an erster Stelle — ein historisches Museum vorgesehen wird; aus diesem sollte alsbald eine quellenmäßige Geschichte und Statistik Innerösterreichs her-

<sup>81</sup>) Schultes, Reisen 1, S. 45; er hatte ihm und Erzherzog Karl auch einen Plan für eine Akademie für die Naturgeschichte und politische Geschichte Österreichs überreicht. S. 149.

<sup>82</sup>) Bei G. Göth, Das Joanneum in Gratz (1861) S. 236—245.

<sup>83</sup>) Ebendort S. 276.

<sup>84</sup>) Joanneum (1811) S. 5—11 u. Göth S. 255—262.

vorgehen. Wie der Erzherzog bei den Urkunden ursprünglich nur beglaubigte Abschriften verlangte, so hatte sich bei ihm die Volkskunde ebenso bloß mit schriftlichen Aufzeichnungen und bildlichen Darstellungen zu begnügen, obwohl gerade er als einer der ersten Erschließer der Ostalpen eine besondere Vorliebe für das Gebirgsvolk hegte, dessen Lieder er eifrig sammeln ließ; die Trachten waren ja damals noch lebendiges Volksgut, das noch keiner Aufbewahrung in Sammlungen bedurfte. In gleicher Weise sollten Landschafts- und Ortsbilder sowie Bildnisse von um Innerösterreich verdienten oder aus ihm hervorgegangenen Persönlichkeiten zusammengestellt werden. Von einer Fürsorge für Denkmäler der Kunst wird noch nicht besonders gesprochen, sondern nur von einer Sammlung von solchen „der Vorzeit“, wobei besonders an die Römer gedacht ist. Es entstanden ja damals im Süden des Kaiserstaates schon eigene Museen für Altertümer, so 1817 in Cividale bei Udine und 1820 zu Spalato, ja auch in Klagenfurt war 1815 der Plan aufgetaucht, ein Museum für Funde aus dem nahen Zollfelde, wo sich einst Noricums Hauptstadt Virunum erhob, zu schaffen<sup>85</sup>). Anfangs beschränkte man sich in Graz übrigens nicht allein auf römische Fundgegenstände Innerösterreichs, sondern stellte auch griechische, ägyptische und babylonische Altertümer aus, deren Erforschung eben damals begann; es handelte sich eben mehr oder weniger um ein allgemeines Museum mit besonderer Berücksichtigung der Landeskunde Innerösterreichs.

Das Joanneum war die ureigenste Schöpfung des Erzherzogs<sup>86</sup>). Von einer Nachahmung des ungarischen Vorbildes kann keine Rede sein; viel eher schwebte dem kaiserlichen Prinzen in seinem ersten Plane das Teschener Gymnasialmuseum vor. Das ungarische Beispiel wurde nur insofern wirksam, als hier wie dort der Gründer seine Sammlungen der Öffentlichkeit widmete. In Graz stand auch von vorneherein das Museum und nicht die Bücherei im Vordergrund. Wohl wurde auch diese sorgsam gepflegt; bald entstand an ihr ein Leseverein (1819), welcher die „Steyermärkische Zeitschrift“ herausgab; anfangs galt es freilich auch da Bedenken der Polizeihofstelle zu überwinden, da Lesekabinette verboten waren. Ein Landesmuseumsverein „Joanneum“ trat erst im Jahre 1883 ins Leben.

Der lehrhafte Zweck der Grazer Anstalt zeigte sich darin, daß den naturwissenschaftlichen Sammlungen Lehrkanzeln beigegeben

<sup>85</sup>) Carinthia, Jahrg. 1815 Nr. 40. — Im Zollfelde wurden schon im Jahre 1691 Ausgrabungen vorgenommen. Daran erinnert noch heute die vom Veranstalter errichtete Kapelle (Prunner Kreuz) mit eingemauerten Funden.

<sup>86</sup>) Das steiermärkische Landesmuseum Joanneum und seine Sammlungen (1911, Festschrift) S. 96.

wurden; so verwandelte sich das Joanneum immer mehr in eine Pflegestätte technischen Unterrichtes und des Wiederaufbaues nach den Zerstörungen der Franzoseneinfälle. Steiermark hatte damals fast seinen gesamten Absatz des Eisens ins Ausland eingebüßt. Der Erzherzog hatte als ausübender Landwirt und als Radmeister am Erzberge die Absicht, die Erfahrungen der Wissenschaft zu benutzen, um die Wunden des Krieges zu heilen. Wie tiefgreifend da seine Wirksamkeit war, erweist sich aus der Fülle der Tochteranstalten des Joanneums: aus diesem gingen das steiermärkische Landesmuseum und die Landesbibliothek hervor; das dortige Landesarchiv erfuhr aus ihm seine wissenschaftliche Ausgestaltung; ja aus der gleichen Wurzel erwachsen die Realschule und technische Hochschule zu Graz, die Bergakademie zu Leoben sowie die steiermärkische Landwirtschaftsgesellschaft, der Verein für Industrie und Gewerbe Innerösterreichs und der geognostisch - montanistische Verein für Innerösterreich und das Land ob der Enns (1840). Fürwahr, ein seltenes Musterbeispiel, das eindringlich zeigt, wie sehr der wirtschaftliche Aufschwung von der Pflege geistiger Güter abhängig ist! Das klar erfaßt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst der Aufklärung; diese Erkenntnis war für sie die Triebfeder, die Gründung von Museen zu fördern. Niemand in Österreich hat dies großzügiger getan, als Erzherzog Johann; hierin liegt die überragende Bedeutung seiner Persönlichkeit für die Steiermark, wie für den gesamten Kaiserstaat.

Das Joanneum übte schon in seinen Anfängen einen Einfluß auf das Land ob der Enns aus: es erhielt durch den Erzherzog die wertvolle Stiftschronik des Magnus von Reichersberg (gest. 1195), welche sich heute im Grazer Landesarchiv befindet; Bischof Hohenwart übergab die ältesten Garstener (87) und Gleinker Urkunden (46), welche jedoch nach Gründung des Linzer Museums wieder zurückkamen und gegenwärtig im hiesigen Landesarchiv verwahrt werden. Kurz hatte sie wenige Jahre vorher veröffentlicht. Dieser vermittelte auf Wunsch des Erzherzogs auch römische Funde aus Lorch. Das Grazer Museum rechnete damals das Traunviertel als einstigen Teil Steiermarks zu seinem engeren Sammelgebiet<sup>87</sup>). Später, in den Vierzigerjahren, bildete unser Land einen eigenen Zweig des innerösterreichischen Industrie- und Gewerbevereines und des dortigen geognostisch - montanistischen Vereines, deren oberster Schirmherr der Erzherzog war; in ihm verehrte auch die hiesige Landwirtschaftsgesellschaft ihren Gründer (1845).

Das nächste öffentliche Museum erwuchs in Mähren. Dort war die Ackerbaugesellschaft bestehen geblieben; neben ihr hatten sich

<sup>87</sup>) 7. u. 9. Jahresbericht des Joanneums (1818) S. 6. u. 10 u. (1820) S. 6; Brief des Erzherzogs Johann an Kurz vom 31. Mai 1818 im Stiftsarchive St. Florian.

in den Jahren 1789 und 1796 zwei kleine Vereine für Natur- und Vaterlandskunde gebildet, welche sich bald hernach (1800) zusammenschlossen. Auf Aufforderung des Polizeiministeriums vollzogen sie hernach ihren Anschluß an die Ackerbaugesellschaft, welche sich fortan „Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde“ nannte (1804); kurz darauf (1811) wurde mit ihr noch die Ackerbaugesellschaft Schlesiens verbunden, da dieses Land schon seit 1782 in der Verwaltung mit Mähren vereinigt war. Als wissenschaftliche Fachgebiete waren ihr hauptsächlich Mathematik, Naturkunde, Chemie und Technologie vorgeschrieben.

Schon bei der ursprünglichen Ackerbaugesellschaft waren kleine Sammlungen erwachsen; in den Jahren 1803 und 1806 entstand bereits der Plan, sie zu einem Landesmuseum auszugestalten; feste Formen gewann er jedoch erst später (1814). Die Hofstelle stand aber damals noch auf dem Standpunkt, die Gesellschaft habe sich bloß auf die Landwirtschaft zu beschränken und dürfe nur hiefür Sammlungen anlegen. Am 17. Juli 1817 erhielt sie indes doch die gewünschte Erlaubnis, ein **L a n d e s m u s e u m f ü r M ä h r e n u n d S c h l e s i e n** ins Leben zu rufen und bekam zugleich die Vollmacht, es nach dem Namen des Kaisers als Franzens-Museum zu bezeichnen; es war aber nicht selbständig, sondern bloß ein Zugehör der Ackerbaugesellschaft, für deren Gebrauch es zunächst bestimmt war; als Heim bekam es den Olmützer Bischofshof in Brünn. Der Ausdruck „Landesmuseum“ erscheint hier zum erstenmal in Österreich und trägt der Doppelsprachigkeit Rechnung, indem in Mähren und Schlesien Deutsche und Tschechen wohnten. Ein Nationalmuseum hätte sich bloß auf eines der beiden Völker beschränken können, während ein Landesmuseum die einen wie die anderen umschloß. Wir spüren hier deutlich, wie das Wort „national“ immer klarer als Volks- und nicht mehr als Staatsbegriff verwendet wird und daher für Österreich gefährlich zu werden beginnt. Als Vorbild diente in den geschichtlichen wie bei den naturwissenschaftlichen Fächern das Joanneum in Graz, doch fehlte die Eigenschaft einer Unterrichtsanstalt<sup>88)</sup>, wodurch das landeskundliche Ziel gefördert war. Das Entstehen aus der Ackerbaugesellschaft verleiht dem Brünner Museum ein besonderes Merkmal; die Verbindung mit ihr dauerte bis zum Jahre 1899; damals gelangte es in das Eigentum des Landes Mähren.

In Böhmen hatte schon der Oberstburggraf Karl Egon Fürstenberg um das Jahr 1775 ein öffentliches Naturalienkabinett in Prag

<sup>88)</sup> Ch. d' Elvert, Gesch. der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, Schriften der histor. statist. Sektion 20 (1870) S. 78 f., 110, 173—194.

begründet. Die um die gleiche Zeit entstandene Gesellschaft der Wissenschaften legte ebenfalls naturwissenschaftliche und technologische Sammlungen an; sie trug sich bereits mit dem Gedanken, hieraus ein Museum zu bilden (1816)<sup>89</sup>). Seit der Wende des Jahrhunderts wurde immer mehr das Bedürfnis gefühlt, neben ihr eine Anstalt auf streng vaterländischer Grundlage zu schaffen, um den Bewohnern die eigene Heimat aufzuzeigen. Einen solchen Gedanken hegte besonders ein kleiner Kreis böhmischer Schriftsteller, welcher sich zusammengeschlossen hatte, um die tschechische Muttersprache als Schriftsprache auszubilden und zu pflegen<sup>90</sup>).

Inzwischen erfolgte die Gründung von anderer Seite. Graf Kaspar Sternberg widmete seine reichhaltigen naturwissenschaftlichen Sammlungen als Grundstock, um sie dauernd zu erhalten und hiedurch wie Erzherzog Johann in der Steiermark die Industrie des Landes zu fördern; er war ein hervorragender Pflanzenkenner und hatte schon früher, als er noch Domherr in Regensburg war, dort die eben damals ins Leben gerufene botanische Gesellschaft (1790) als Vorstand geleitet. Auf Wunsch des Oberstburggrafen Franz Anton Kolowrat reiste er im Jahre 1814 nach Graz, um an Ort und Stelle die Einrichtungen des Joanneums kennen zu lernen. Der gleich hernach wieder ausgebrochene Krieg verhinderte die geplante Ausführung. Eine kurz darauf eingetretene Mißernte war der Anlaß, daß sich auf kaiserlichem Wunsch ein Verein zur Unterstützung der Notleidenden bildete (1817). Da jedoch eine reiche Ernte nachfolgte, wurde die Hälfte der eingezahlten Gelder zurückerstattet. Da erklärten sich nun mehrere Spender bereit, auf ihre Forderungen zugunsten eines heimatlichen Zwecks zu verzichten. Das war die rechte Gelegenheit, den verbliebenen Überschuß für ein „vaterländisches Museum in Böhmen“ (oder „böhmisches Museum“) zu verwenden. Als zugleich hiefür Graf Sternberg am 15. April 1818 seine Sammlungen und Bücherei widmete, war eine feste Grundlage geschaffen, so daß wir dieses Jahr als Gründungsjahr bezeichnen dürfen. Andere folgten seinem Beispiele. Das Museum war vor allem ein Werk des böhmischen Adels. Wie in Mähren wurde von einer Ausgestaltung zu einer Unterrichtsanstalt abgesehen, zumal die böhmischen Stände schon vorher (1806) ein Polytechnikum in Prag, die erste technische Hochschule in Österreich und Deutschland, geschaffen hatten; im übrigen war wieder das Joanneum Vorbild; ebenso wie dort wurde die ursprünglich nicht vorgesehene geschichtliche Abteilung an die erste Stelle ge-

<sup>89</sup>) J. Kalousek, *Gesch. der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften* (1885) S. 56, 105, 147.

<sup>90</sup>) E. Lemberg, *Grundlagen des nationalen Erwachens in Böhmen* (1932) S. 70 f.; W. Nebeský, *Gesch. des Museums des Königreiches Böhmen* (1868) S. 2.

setzt. Die Räumlichkeiten für die Sammlungen stellte die im Jahre 1796 gestiftete Gesellschaft der patriotischen Kunstfreunde bei, welche eine Bildergalerie besaß und die die Prager Akademie der bildenden Künste geschaffen hatte.

Für die Erhaltung und Fortführung des begonnenen Unternehmens bildete sich die „Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“; sie trat am 23. Dezember 1822 ins Leben und war der erste Musealverein im Kaiserstaate; als solche Gründung war sie für die Zukunft richtunggebend. Der Oberstburggraf hatte es verstanden, ohne Schwierigkeit die kaiserliche Genehmigung durchzusetzen, zumal er in Wien glaubhaft zu machen wußte, die neue Museumsgesellschaft werde das Gute stiften, die Gebildeten von der Politik abzulenken und zur Wissenschaft hinzuführen<sup>91</sup>).

War in Mähren der Heimatgedanke in den Sammlungen schon stärker betont als in Graz, so tritt er in Böhmen noch schärfer hervor als selbst in Ungarn. Nach dem an die Bevölkerung erlassenen Aufrufe (1818) sollte das Museum „alle in das Gebiet der Nazional-Literatur und Nazional-Produktion gehörigen Gegenstände in sich begreifen, und die Übersicht alles dessen vereinen, was die Natur und der menschliche Fleiß im Vaterlande hervorgebracht haben“. Nach den „Grundgesetzen“ mußte jedes „wirkende“ Mitglied „die böhmische Sprache verstehen, der Sekretär sie fertig lesen und schreiben“ können. Der Böhme sollte im Museum „sein Vaterland in allen seinen Teilen, wie es war und ist, kennen lernen“. Von Gemälden und Kunstwerken wurden nur solche angenommen, „die entweder von einem Böhmen verfertigt worden, oder in einem guten Pinsel nationale Gegenstände darstellen“<sup>92</sup>). Der jährliche Mitgliedsbeitrag betrug 20 Gulden. Zu den Ehrenmitgliedern der Gesellschaft zählte neben Erzherzog Johann auch Goethe, der Freund des Gründers und ersten Präsidenten. Die Gesellschaft pflegte nicht nur ihr Museum, sondern auch die Landeskunde Böhmens; sie begann sofort mit ihren „Verhandlungen“, in welchen schon seit Anbeginn wissenschaftliche Beiträge enthalten waren; bald darauf (1826) schuf sie eine deutsche und böhmische Zeitschrift, deren Schriftleitung der bekannte Geschichtsforscher Franz Palacký besorgte<sup>93</sup>). Noch mehr als für Kunst und Wissenschaft hat das Prager Museum für die Wiedererweckung des tschechischen Selbstgefühles geleistet, das sich freilich immer mehr gegen die deutschen Landesbewohner und gegen

<sup>91</sup>) Bibl 1, S. 339 f. u. 2, S. 58 f.; B. Bretholz, Geschichte Böhmens u. Mährens 4 (1924) S. 45 ff.

<sup>92</sup>) Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 1 (1823) S. 21, 31 u. 2 (1824) S. 30, 32.

<sup>93</sup>) Nebeský S. 56—69.

den Kaiserstaat richtete; kein anderes Museum in Österreich kommt ihm an völkischer Wirkung gleich; seine überragende Stellung im Staatsleben bringt sinnfällig die beherrschende Lage seines Neubaus am Wenzelsplatz zum Ausdruck.

Das Beispiel Böhmens, das Museum auf einem Vereine aufzubauen, fand bald Nachahmung in Tirol. Die ruhmvollen Freiheitskämpfe für die Selbstbestimmung des Landes hatten das Gefühl für die Heimat belebt und gekräftigt. Kaum war es wieder an Österreich zurückgekommen, begannen schon die Bestrebungen, ein „Tirolisches Nationalmuseum“ zu errichten. Als Gründer gilt der damalige Landesgouverneur Karl Graf von Chotek (1819 bis 1825), der Sohn eines böhmischen Oberstburggrafen, welcher gleich nach seinem Amtsantritte von den Professoren des Innsbrucker Lyzeums einen Plan hierfür entwerfen ließ und in den Museen von Graz und Prag Erkundigungen einzog. Im Jahre 1822 fanden die entscheidenden Besprechungen und Beratungen statt. Am 2. März 1823 erteilte der Kaiser seine Zustimmung zur Errichtung des Museums in Innsbruck und gestattete, daß es nach seinem Sohn Ferdinand benannt werde. „Nach der Absicht seines Urhebers und nach seines Namens Bedeutung“ sollte das Tirolische Nationalmuseum — „wenn schon im verjüngten Maßstabe — eben das sein, oder doch werden, was das Joanneum für Steiermark, und das Franziszeum für Mähren, was für Ungarn das Museum zu Pesth, und für Böhmen jenes zu Prag ist, — ein gemeinsamer Sammelplatz dessen, was dieß Land im Gebiete der Natur, der Kunst und der Litteratur Eigenthümliches und Interessantes besitzt, damit dieses nicht ferner, wie leider! bisher vielfältig geschah, aus Eigennutz oder aus Unverstand der allgemeinen Kenntniß und Benützung entzogen, oder wohl gar in das Ausland verschleppt werde“<sup>94</sup>). Während die anderen Landesmuseen an einen Grundstock anknüpfen konnten, mußte das Ferdinandeum sein Werk neu beginnen.

Es gliederte nach seinen Satzungen<sup>95</sup>) den Aufgabenkreis in drei Teile: 1. in naturwissenschaftlicher, 2. in artistischer (und technologischer) und 3. in geschichtlicher und statistischer Hinsicht. Der Unterschied von den bisherigen Landesmuseen besteht darin, daß hier die „schönen“ Künste (artes) besonders hervorgehoben sind; sie stehen jedoch noch in Verbindung mit den „nützlichen“ und sind deshalb bei der Technologie eingereiht. Die zweite Abteilung umfaßte „eine Bildergalerie vaterländischer Mahler, ein Kunstkabinet mit den übrigen Produkten tirolischer Künstler aller Art“ und einen „Produkten-Saal“. Das Ferdinandeum dehnt so in viel stärkerem

<sup>94</sup>) Ferdinandeum. Erster Jahresbericht (1825) S. 3.

<sup>95</sup>) Ebendort S. 23 f. (Entwurf) u. 3. Jahresber. (1827) S. 31.

Maße als bisher sein Wirkungsfeld auch auf die Förderung der schönen Künste aus und übernimmt damit zugleich die Aufgabe eines Kunstvereines; hierin hat es vorbildlich auf andere Landesmuseen Österreichs gewirkt. Sein Ziel ist, die Künstlerschaft des Landes durch Vorträge, Geldbeihilfen und noch mehr durch Ausstellung ihrer Werke zu unterstützen, welche ebenso wie die Mustererzeugnisse des Gewerbes im Museum einen Platz finden sollten. In der Tat schritt es über diese ursprüngliche Absicht noch hinaus und legte schon damals die Grundlage zu einer allgemeinen Gemäldesammlung, welche heute eine Zierde dieser Anstalt bildet. Zu der Pflege der Landeskunde kam hiedurch als neue Zweckbestimmung die „Unterstützung, Läuterung, Bildung des Kunstsinnes“<sup>96)</sup>. Einen solchen Gedanken hatte schon der Entwurf für das ungarische Nationalmuseum ausgesprochen. Auch in anderen Abteilungen überschritt man die Grenzen der Tiroler Herkunft, ja man nahm auch außereuropäische Gegenstände an, aus denen ein „ethnographisches Kabinett“ erwuchs. Der Zweck des Vereines war eben nach den Satzungen die „fortschreitende Bildung der Nation im Allgemeinen und im Einzelnen — insbesondere aber Weckung und Belebung des gemeinschaftlichen Interesse (!) für das Land Tirol“. Es wurden deshalb „auch ausländische — besonders schätzbare Natur- und Kunstprodukte in besondere Abtheilungen aufgenommen“.

Der Mindestbeitrag eines Mitgliedes war mit „10 Gulden R. W. an Geld oder Geldeswerth“ festgesetzt. Einen klangvollen Namen hat sich der Verein durch die Herausgabe der Ferdinandeums-Zeitschrift gemacht, welche schon in den Satzungen vorgesehen war und deren erster Band als „Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg“ bereits 1825 erschien; hier hielt er sich strenge im Rahmen der Landeskunde. In Andreas Alois Freiherrn von Dipauli, welcher ein Jahr nach der Gründung als Präsident des Appellationsgerichtes nach Innsbruck kam, verehrt das Ferdinandeum seinen „zweiten Stifter“<sup>97)</sup>; es besitzt auch seine reichhaltige, nach ihm benannte Bücherei für Tiroler Landeskunde mit gedruckten Werken, Handschriften, Urkunden und Landkarten und bewahrt so sein Andenken. Im Jahre 1857 erstand für Vorarlberg ein eigenes Landesmuseum in Bregenz, welches ebenfalls ein Verein ins Leben rief.

Noch mehr als bei den Deutschen Österreichs regte sich der nationale Sinn bei den fremdsprachigen Völkern des Kaiserstaates. Wir haben das schon bei den Ungarn und Tschechen gesehen. Bei den Polen Galiziens war das nicht minder der Fall. Es war wieder ein reicher Edelmann, welcher sich in den Dienst seines Volkes

<sup>96)</sup> 9. Jahresber. Rede von J. Jenull (1833) S. 5.

<sup>97)</sup> Neue Zeitschrift des Ferdinandeums 6 (1840) S. 38 f.

stellte. Im Jahre 1817 widmete ihm Graf Josef Maximilian Ossoliński seine reichhaltige Bücherei und bestimmte, daß sie nach seinem Ableben dem allgemeinen Gebrauche dienen sollte. Als er 1826 zu Wien starb, wurde sie nach Lemberg gebracht, dort in einem eigenen Gebäude als Ossolińskisches Nationalinstitut untergebracht und der Öffentlichkeit übergeben; für die Fortführung war durch Stiftungen gesorgt. Der Spender war ein vortrefflicher Bücherkenner, er bekleidete ja seit 1809 durch längere Zeit die Stelle eines Präfekten der kaiserlichen Hofbibliothek und sammelte namentlich das slavische Schrifttum; er ließ daraus ein polnisch-slavisches Wörterbuch veröffentlichen. Die Absicht Ossolińskis, seine Bücher, Handschriften, Münzen, Karten, Kupferstiche, Gemälde, Gipsabgüsse und Mineralien dem engeren Vaterlande zu vermachen, reicht schon in das Jahr 1804 zurück, so daß auch hier das Vorbild des Grafen Franz Széchenyi unverkennbar ist. Wie in Ungarn und Böhmen traten andere Geschenkgeber — es sei da nur des Fürsten Heinrich Lubomirski gedacht, welcher seine reichen Sammlungen von Kunstgegenständen und polnischen Altertümern widmete — hinzu, ohne freilich ein wirkliches Nationalmuseum zu schaffen.

Zu gleicher Zeit, als in Tirol das Ferdinandeum erstand, gedachte man sowohl in Kärnten, als auch in Krain eine derartige Gründung zu vollziehen; beide Länder gehörten als ein Bestandteil Innerösterreichs in den Bereich des Joanneums. Dieses schwebte hier wie dort als Muster vor. In Klagenfurt blieb es bloß bei dem Vorhaben; der schon ausgearbeitete Plan (1820) wurde nicht verwirklicht<sup>98)</sup>.

In Krain waren eben damals (1819) Bestrebungen im Gange, einen Geschichtsverein ins Leben zu rufen, welcher ein Museum für Illyrien schaffen wollte; dieses hätte indes nicht bloß Denkmäler der Geschichte, sondern auch naturwissenschaftliche, artistische und technologische Sammlungen umfaßt<sup>99)</sup>. Es kam nicht dazu. Am 15. Oktober 1821 beschlossen die krainischen Stände, für ihr Land eine solche Anstalt zu errichten. Die Ausführung übernahm die Landwirtschaftsgesellschaft, welche sich bereit erklärte, die Verwaltung des künftigen „Landesmuseums“ zu übernehmen. Im gleichen Jahre fand in Laibach unter dem Vorsitze des Staatskanzlers Metternich ein Kongreß der „Heiligen Allianz“ statt. Bei dieser Gelegenheit besichtigte der Fürst die reichhaltige Mineralien- und Büchersammlung des Bergwerksbesitzers Sigismund Freiherrn von Zois, welcher sie

<sup>98)</sup> M. Wutte, Der erste Plan zur Gründung eines Museums in Kärnten, Carinthia I, 116 (1926) S. 123—128.

<sup>99)</sup> P. Hitzinger, Ein früher Versuch, einen histor. Verein für Krain zu bilden, Mitteil. des histor. Vereins für Krain 13 (1858) S. 87 f.

ursprünglich als einen Grundstein für ein künftiges Museum dem Lande Krain widmen wollte; er führte jedoch seinen Entschluß nicht aus, als er durch die Kriegsereignisse und deren Folgen verarmte. Auf den Vorschlag Metternichs kaufte Kaiser Franz I. sie um 13.000 Gulden an und bestimmte, daß die Bücher an die Lycealbibliothek, die Gesteine jedoch an das zu errichtende Museum übergehen sollten, um dort der studierenden Jugend zu dienen. Gleichwohl fand die Eröffnung erst im Jahre 1831 statt, so daß das später gegründete Innsbrucker Ferdinandeum noch früher ins Dasein trat; vorher hatte der Präsident der Landwirtschaftsgesellschaft, Graf Franz Josef Hohenwart, ein eifriger Anhänger der Naturwissenschaften, das Laibacher Museum aus ihrem Verbandsverbande losgelöst und selbständig gestellt. Der Kaiser gab am 8. Juni 1826 die Zustimmung zur Errichtung des Krainischen Landesmuseums und legte diese Benennung fest<sup>100)</sup>; letztere paßte hier noch besser als in Mähren, da ja das Land der Eigentümer war; die alte nach der Nation wurde vermieden und so der Aufgabenkreis viel deutlicher auf das damalige Herzogtum beschränkt. Das hatte den Vorteil, daß die für Österreich immer heikler werdende Sprachenfrage unberührt blieb: es wohnten ja nicht nur in Krain, sondern auch in den anliegenden Gebieten der Steiermark, von Kärnten und Görz Slovenen. Ein Nationalmuseum in Laibach hätte auch diese einbeziehen und die Deutschen des eigenen Landes ausschließen können. Die Bezeichnung nach einem Protektor aus dem Herrscherhause wurde ebenso wie in Ungarn und Böhmen vermieden; der Name „Rudolfinum“ ist ja nach dem nachmaligen Kronprinzen geprägt und entstammt daher erst einer späteren Zeit, als das Laibacher Museum einen Neubau bekam und die geldgebende Sparkasse eine solche Bedingung stellte (1881). Die Verwaltung besorgte anfangs ein Kuratorium. Im Jahre 1839 trat ihm auf Wunsch der Stände ein Musealverein zur Seite.

Kurz nacheinander waren in Ungarn, Steiermark, Mähren, Böhmen, Tirol und Krain Landesmuseen entstanden. Ihre Werbekraft und rasches Wachstum wurzelten im geistigen Wesen der Zeit; wie nachhaltig solches Streben seither in der Seele des Volkes verankert blieb, zeigt sich darin, daß alle die genannten Anstalten noch heute bestehen; sie hatten sich in ihren Sammlungen einen festen Rückhalt geschaffen. Es wäre auffallend, wenn nicht auch das Stammland des Kaiserstaates, Niederösterreich, von einer so tiefgreifenden Bewegung erfaßt worden wäre. Eher als anderwärts zeigten sich dort bemerkenswerte Ansätze, welche der Zukunft ihren

<sup>100)</sup> A. Müllner, Die Geschichte des krainischen Landesmuseums in: *Argo*, Zeitschrift für krainische Landeskunde 5 (1897) S. 10 u. 37.

Stempel aufdrückten, ohne freilich schon damals den beabsichtigten Erfolg zu zeitigen. Im Jahre 1791 beschlossen die Stände, eine umfassende Topographie und Karte des Landes herauszugeben. Das große Ziel des ganzen Unternehmens zeigt schon die hohe Summe von 30.500 Gulden, welche sie hiefür vorläufig zur Verfügung stellten. Das ganze Land sollte nach allen Richtungen wissenschaftlich in Bereisungen erforscht werden, um ein brauchbares Werk zu schaffen, das über Vergangenheit und Gegenwart verlässliche Kunde gab. Es wurde zwar ein Anfang gemacht, aber nichts vollendet; die Franzoseneinfälle traten auch noch hindernd in den Weg. Im Jahre 1821 nahmen die Stände den alten Plan wieder ernstlich auf, ja sie erwogen den Gedanken, ein „Niederösterreichisches Nationalmuseum“ zu schaffen<sup>101)</sup>; sie konnten sich hiezu aber nicht entschließen und hielten es für überflüssig, da sie die eigentliche Aufgabe einer solchen Gründung zu wenig erkannten; sie glaubten nämlich, es bestünden ohnehin in Wien genug Unterrichtsanstalten, Bibliotheken und Sammlungen; für die Zwecke der Landeskunde genüge die geplante Topographie, welche „ein nicht unerheblicher Anfang“ für ein Nationalmuseum sei, „ohne neue Gebäude zu benötigen“. Es ist wieder die schon hervorgehobene Verkennung des Wertes der Urstücke und der irriige Glaube, diese könnten durch Abschrift, Beschreibung oder Nachzeichnung ersetzt werden; es stehen eben, wie anfangs auch anderwärts, noch zu sehr die schriftlichen Denkmäler im Vordergrund. Es bildete sich bloß eine Kommission zur Verfassung einer Topographie, welche nichts ausrichtete; nicht einmal die Absicht, die Urkunden des Landes im ständischen Archiv, sei es auch nur in Abschrift, zu vereinigen, kam ernstlich zur Ausführung. An ihre Stelle trat ein „Verein für vaterländische Geschichte, Statistik und Topographie“, welcher in den Jahren 1832 bis 1834 vier Bände „Beiträge zur Landeskunde Österreichs unter der Enns“ veröffentlichte; über sein Entstehen und baldiges Verschwinden fehlt jede Nachricht. Ein „Verein für Landeskunde von Niederösterreich“ trat erst 1864, ein Landesmuseum noch viel später ins Leben, als der dortige Landtag am 2. Oktober 1903 den begründenden Beschluß faßte<sup>102)</sup>; die Eröffnung folgte acht Jahre später.

<sup>101)</sup> A. Mayer, Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich in dessen: „Blätter“ N. F. 24 (1890) S. 11—13, 17.

<sup>102)</sup> M. Vancsa, Die Vorarbeiten zur Gründung eines niederösterr. Landesmuseums in Wien, Museumskunde 2 (1906) S. 8—17.

## V.

## Die Gründung des oberösterreichischen Musealvereines.

Das Budapester und Lemberger Museum verdankten Bücherliebhabern ihr Entstehen. Ihre Schwesteranstalten gehen in ihren Anfängen auf naturkundliche Ziele zurück, wobei in Innsbruck gleich das Kunstfach stark in den Vordergrund tritt. Ganz anders war die Entwicklung in Oberösterreich; hier bildeten die Anforderungen der Landesgeschichte die treibende Kraft zur Bildung eines Museums. Die Keimzellen entsprossen dem Stifte St. Florian. Wir sind dabei wieder bei jener Persönlichkeit angelangt, welche wir schon an anderer Stelle als geistigen Vater unseres Vereines bezeichneten; wir nannten als solchen *F r a n z K u r z*. Dieser erblickte am 2. Juli 1771 als Sohn eines Lehrers zu Kefermarkt das Licht der Welt; eine Gedenktafel an der alten Schule bezeichnet sein Vaterhaus. Das Gymnasium besuchte er zu Linz, wo er sich namentlich in der lateinischen Sprache so ausbildete, daß er sie in Wort und Schrift vorzüglich beherrschte; damit legte er eine feste Grundlage für seine künftige Tätigkeit als Urkundenforscher. Im Jahre 1790 trat er in das Stift St. Florian ein, das ihm eine zweite Heimat und ein günstiger Nährboden für sein künftiges Wirken wurde. Seine geistliche Ausbildung erhielt er im Generalseminar zu Wien; dort pflegte er nebenbei bei Albrechtsberger, dem Lehrer Beethovens, eifrig Musik; nicht minder förderlich war ihm der Umgang mit dem Kustos der Hofbibliothek Michael Denis, einem gebürtigen Schärdinger. Das Stift beschäftigte ihn gleich nach seinem Eintritte mit der Beschreibung der Handschriften der Stiftsbibliothek; noch vor seiner Weihe bekam er die Obsorge über die Münzsammlung und konnte sich hiefür noch in Wien kurze Zeit in dem kaiserlichen Münzkabinett ausbilden. Im Jahre 1795 empfing er die Priesterweihe und fand hernach Verwendung als Seelsorger in der Stiftspfarrde, der er später bis an sein Lebensende vorstand; dazu wirkte er noch anfangs als Leiter des Musikchors. Entscheidend für ihn war das Jahr 1799, wo er das Stiftsarchiv zugewiesen erhielt; dort, bei den Ordnungsarbeiten, hat er die Anregung für seine Tätigkeit als Geschichtsforscher geschöpft.

Gleich sein erster Versuch war ein großer Wurf. Im Jahre 1805 ließ er zu Leipzig den ersten Band seiner „Beiträge zur Geschichte des Landes Österreich ob der Enns“ erscheinen, in welchem er den großen Bauernaufstand (1626) behandelte. Auf Grund zahlreicher, bisher noch nicht benützter Aktenstücke aus den Archiven des Lan-

des formte er eine eingehende Darstellung, welche als Anfang unserer Landesgeschichtschreibung denkwürdig ist. Im zweiten Teile, welchen er 1808 in Linz der Öffentlichkeit übergab, führte er die Geschichte der Bauernunruhen fort und fügte eine Sammlung der ältesten Urkunden der Klöster Lambach und Garsten bei; damit wandte er sich einer Aufgabe zu, welche ihn sein ganzes Leben beschäftigte und seinen wissenschaftlichen Ruf begründete. Noch im gleichen Jahre verlegte die Buchhandlung Haslinger den dritten Band, welcher die Frühzeit der Stadt Lorch, der Grenzfestung Enns und des alten Klosters St. Florian zum Inhalte hatte; hiebei lenkte der Verfasser die Aufmerksamkeit auf den Wert der römischen Inschriften im Lande und gab wieder ein Urkundenbuch, diesmal aus Gleink und Baumgartenberg, bei. Der schon im nächsten Jahre folgende vierte Teil erzählt uns die widrigen Schicksale des Landes durch den Einfall des Passauer Kriegsvolkes (1610) und bringt eine Sammlung von Urkunden aus Waldhausen und Wilhering.

Kaum war Kurz als Schriftsteller in die Öffentlichkeit getreten, fielen wieder die Franzosen ins Land; eben deswegen folgte der zweite Band erst drei Jahre später. Kaum ließ er diesen und die beiden folgenden ausgeben, kam das Unglücksjahr 1809, welches das fernere Erscheinen der „Beiträge“ zum Stillstand brachte. Zu jener Zeit pflegte der Verfasser im St. Christopherspital die Verwundeten und Kranken und holte sich hiebei den Typhus, an dessen Folgen er seine fernere Lebenszeit zu tragen hatte. Die Begeisterung, welche vorher in Österreich aufloderte und in der Landwehr ein Aufgebot zur Verteidigung des heimatlichen Bodens schuf, hat auch ihn, den nüchternen Mann, fortgerissen; eben damals<sup>103)</sup> schrieb er seine „Geschichte der Landwehre in Österreich ob der Enns“, welche erst im Jahre 1811 erscheinen konnte; hierin behandelte er die Kriegsnöten, welche unsere Vorfahren im Laufe der Jahrhunderte erduldeten und ihre ruhmvolle Abwehr. „Nahe Gefahren“, so sagt er in der Widmung an die Stände, „geben die schönste Gelegenheit“, das Andenken hieran wachzurufen.

Als er dieses Werk vorbereitete, waren seine denkwürdigen Worte in die Öffentlichkeit gedrungen, in welcher er zur Bildung einer Gesellschaft zur Pflege der vaterländischen Geschichte aufforderte. Sie verdienen, in ihrem vollen Wortlaute mitgeteilt zu werden. In der Vorrede zum zweiten Band seiner „Beiträge“ schreibt er:

„Ich muß noch einen Wunsch bekannt machen, der mir sehr nahe am Herzen liegt. Die Geschichte des Landes Österreich ob

<sup>103)</sup> I. Zibermayr, Die Fluchtung des Archivs der oberöst. Landschaft in den Franzosenkriegen, 78. Jahresbericht des Museums (1920) S. 73.

der Enns ist in Vergleichung der Geschichte benachbarter Provinzen allerdings noch sehr weit zurück; für Passau, Salzburg, Steyrmark, und Unterösterreich ist bereits schon ungleich mehr geschehen. Es wäre doch endlich einmal Zeit, daß mehrere wackere Männer, deren es in Österreich gewiß nicht wenige giebt, in eine Gesellschaft zusammen träten, und sich die Bearbeitung der vaterländischen Geschichte zu ihrem Ziele vorsetzten. In mancher Gegend fehlte es nicht an noch unbenützten Quellen; nur ist Niemand vorhanden, der denselben nachspürte, und sie benützte. Was einem nicht erlaubt ist, darf oft ein Anderer wagen, und so würden manche sehr wichtige Notizen dem Untergange, und der Vergessenheit entrissen werden. Ich wage es also, diejenigen meiner Landsleute, welche Zeit und Gelegenheit, und Liebe zur vaterländischen Geschichte haben, einzuladen, das Ihrige zu einem so allgemein nützlichen Zwecke beyzutragen, und ihre Kräfte zu vereinigen, um desto geschwindere Fortschritte zu machen. So lange nicht einzelne Gegenstände unserer Geschichte besser bearbeitet sind, so lang ist auch nicht an eine vollkommene Geschichte unseres Landes zu denken. Sind nur einmal die nöthigen Materialien gesammelt und geordnet, so wird sich schon jemand finden, der von denselben einst den gehörigen Gebrauch machen wird. Ich würde mich lebenslänglich darüber erfreuen, wenn ich diesen meinen Wunsch in Erfüllung gehen sähe.“

In der Vorerinnerung des Anhanges erläutert er noch seine Absicht; er weist hin auf die geringe Anzahl und Dürftigkeit der mittelalterlichen Chroniken und auf die Zweifel, welche sie auslösen. „Die reinsten und sichersten Quellen der Geschichte sind die Urkunden, welche aber in unserem Oberösterreich leider das traurige Loos getroffen hat, daß sie, wenige ausgenommen, zu einer ewigen Finsterniß verurtheilet wurden“; sie wären in Gefahr, zugrunde zu gehen und müßten daher abgeschrieben und bekannt gegeben werden. Damit fing Kurz selbst an und gab deshalb allen seinen Veröffentlichungen einen Anhang von ungedruckten Urkunden bei.

Bis dahin waren die Archive streng verschlossen und dienten bloß der Verwaltung; der Wissenschaft waren sie nur schwer zugänglich. Das änderte sich seit der Theresianischen Grundreform, welche die durch Jahrhunderte bestandenen Rechtsverhältnisse aufzulösen begann. Als Kurz seine Wirksamkeit eröffnete, zeigten sich solche Einwirkungen schon sehr deutlich; es gelang ihm durch die Vermittlung seines Stiftes, in den meisten Fällen Zutritt zu erhalten, obwohl auch er noch zu dem Ausrufe sich genötigt sah: „Wenn nur einmal für unser Vaterland jene liberalen Zeiten kommen, in welchen man mit alten Urkunden weniger geheimnisvoll thun, sie

dem ewigen Staube entreissen, und zum Besten der Geschichte bekannt machen wird<sup>104</sup>).

Um die Tätigkeit von Kurz zu verstehen, dürfen wir auch der vorausgegangenen Zeit der Josefinischen Klösteraufhebungen nicht vergessen. Damals war eine Anzahl von Ordenshäusern mit sehr wertvollen Archiven aufgelöst worden. Diese blieben an Ort und Stelle und waren so in zunehmendem Maße dem Verderben und Untergang preisgegeben. Wehmütig beklagt er die Verwüstungen, welche solche Archive trafen, wie viel mutwillig zerstört, oder was nachträglich an ihnen durch Mäuse, Staub und Regen zugrunde oder durch Entfremdung verloren ging. „Feuersbrünste und feindliche Einfälle fraßen zuletzt die wenigen historischen Überbleibsel gänzlich auf. So gingen im aufgeklärten Jahrhundert wissenschaftliche Schätze zu Grunde, welche das barbarische Mittelalter selbst gesammelt und mit heiliger Treue vor so vielen Stürmen sorgfältig beschützt hat“<sup>105</sup>).

Kurz war es nun, der das erwachende Gewissen der Zeit aufüttelte, die schriftlichen Denkmäler der Geschichte, deren Wert er selbst in seinen Werken eindringlich zeigte, zu erhalten und zu benützen. Bei der Fülle der Aufgaben, vor die er sich gestellt sah, fühlte er bald, daß seine Kraft allein hiezu nicht ausreiche; eben deshalb rief er zu einer Vereinigung auf, welche ihm helfen sollte, seine Ziele zu verwirklichen. Das war damals noch ein neuer Gedanke. Es bestanden wohl wissenschaftliche Gesellschaften und naturkundliche Vereine, aber einen eigenen Zusammenschluß von Geschichtsfreunden zur Verwirklichung gemeinsamer Ziele brachte erst die Romantik. Wir haben schon auf die im Jahre 1819 geschaffene Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde hingewiesen. Kaum war diese ins Leben getreten, so folgten ihr in Deutschland solche Vereinigungen zur Pflege der Landesgeschichte, welche sich teils durch Schriften, teils durch Sammlungen und Museen um die Altertumskunde verdient machten<sup>106</sup>). In der Schweiz war schon wenige Jahre vorher (1811) in Bern eine geschichtsforschende Gesellschaft entstanden, welche andere Kantone bald nachahmten<sup>107</sup>). Kurz fand in Österreich noch kein Gehör; er hat zunächst allein den Boden bereiten müssen, auf dem die Saat aufgehen sollte und war genötigt, sich hiefür erst einen Nachwuchs

<sup>104</sup>) Beiträge 4, S. 518.

<sup>105</sup>) F. Kurz, Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht 1. 2 (1816) S. 106.

<sup>106</sup>) Correspondenz-Blatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1 (1852) S. 2.

<sup>107</sup>) W. Erben, Johannes von Müller, Erzherzog Johann und die Monumenta Germaniae, Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 49 (1932) S. 150 f.

zu erziehen. Seine Aufgabe erkannte er klar und wußte, daß er noch keine abschließenden Werke, sondern bloß Vorarbeiten für den künftigen Geschichtschreiber des Landes schaffen könnte; das bringt er schon in dem Titel „Beiträge“ zum Ausdruck. In der Vor-erinnerung zu dem nicht mehr erschienenen fünften Band äußert er sich deutlich über seine Aufgabe: „Sammler von mancherlei Art müssen nothwendig vorausgehen und dem Geschichtschreiber eines Landes den Weg bahnen“; nur zur ersten Art rechnet er sich selbst und fügt hinzu, er habe seine Sammlungen in das Gewand einer Geschichte gekleidet, um sie seinen Landsleuten lesbar zu machen und dem künftigen Geschichtschreiber einen sicheren Boden zu bereiten<sup>108</sup>).

Was er da in kleinem in den Anhängen schuf, das wollte er, so ist deutlich zu fühlen, in großem durch ein Urkundenbuch des Landes verwirklicht sehen. Dieses sollte die sichere Grundlage für eine künftige Landesgeschichte sein; ein so umfassendes Werk konnte er aber nicht allein schaffen und bedurfte daher der Mitarbeiter und einer unterstützenden Gesellschaft. Nach seiner Absicht hätte sich diese in ihrer Tätigkeit bloß auf die schriftlichen Denkmäler der Geschichte beschränkt, aber noch nicht auf die alten Werke der Kunst bezogen.

Den Wert der Urkundenbücher hat schon die Aufklärung erkannt; es sei da nur an Justus Möser erinnert, welcher seiner Osna-brückischen Geschichte ein solches als Anhang beigab. Auf dieser Grundlage wächst eben eine bessere Kenntnis des Mittelalters und damit die Romantik heraus. Urkundenbücher zu veröffentlichen, war deshalb eine Forderung der Zeit; das um so mehr, als sich eben die Pforten der Archive auftaten. Als Kurz seine Wirksamkeit begann, lagen bereits sechzehn Bände der Monumenta Boica vor, welche die bayerische Akademie der Wissenschaften herausgab. Im Jahre 1786 erwog die damals entstandene Gesellschaft der Wissenschaften in Böhmen den Gedanken, ein Diplomatarium (Urkundenbuch) Bohemo-Moravicum zu sammeln und drucken zu lassen<sup>109</sup>). Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz schuf 1793 eine eigene „Urkundendeputation“, welche in kurzer Zeit alle erreichbaren Urkunden des Landes handschriftlich in achtzehn Bänden sammelte<sup>110</sup>).

So rühmenswert solche Bestrebungen waren, sie hatten alle den Nachteil, daß sie den Wert der Urstücke (Originale) zu wenig kannten und diesen Abschriften gleichsetzten. Die Urkundenlehre war leider damals von der Höhe, auf welche sie einst Mabillon, der

<sup>108</sup>) Mühlbacher, Leistungen S. 185 f.

<sup>109</sup>) Kalousek S. 56.

<sup>110</sup>) Neues Lausitzisches Magazin 105 (1929) S. 5, 206.

Begründer dieses Wissenszweiges, in seinem berühmten Werke *De re diplomatica* (1681) geführt hatte, herabgeglitten. Statt für die Erhaltung der Urstücke besser vorzusorgen, begnügte man sich mit Abschriften und schuf damit eine neue Quelle von Verlusten<sup>111</sup>). Die Überschätzung der Abschriften verursachte indes einen erhöhten Drang, ja keine Zeit zu verlieren und rüstig ans Werk zu gehen. Viel sicherer als die Abschrift war der Abdruck, da durch eine solche Vervielfältigung nicht nur eine größere Verbreitung, sondern auch ein verstärkter Schutz geboten war. Es war ein Irrtum der Zeit, wenn Kurz glaubte, eine Urkunde durch den Druck nicht nur der Vergessenheit, sondern auch dem „Untergange entreißen“ zu können<sup>112</sup>).

Das Kriegsjahr 1809 bedeutet in seinem Leben einen Wendepunkt; er vollendete zwar noch die Geschichte der Landwehr, indem er noch die selbst erlebten Ereignisse hinzufügte, wandte sich jedoch von jetzt an von der Geschichte seiner engeren Heimat ab und jener des Herzogtums Österreichs, des Stammlandes des Kaiserstaates, zu; auch hiefür schöpfte er emsig aus den Archiven unseres Landes. Alle habsburgischen Landesfürsten des Mittelalters hat er in einer Reihe von Bänden behandelt, wovon als erste Frucht schon im Jahre 1812 sein „Österreich unter Kaiser Friedrich dem Vierten“ erschien. In der Form der Darstellung blieb er der Alte, indem er auch hier die Urkunden, wovon er die wichtigsten vollinhaltlich als Beilagen hinzufügte, als verlässliche Grundlagen benützte, so daß seine Werke noch heute unentbehrlich sind.

Schon früh (1804) war Kurz mit Josef Freiherrn von Hormayr in Beziehung getreten, der auf ihn bestimmenden Einfluß gewann. Letzterer erhielt im Jahre 1808 die Stelle eines wirklichen Direktors im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien; er erfüllte es mit wissenschaftlichem Geiste und erleichterte die Benützung; es sollte eine Sammelstelle der mittelalterlichen Urkunden Österreichs werden. In solchem Bestreben fand er in Kurz seinen eifrigsten Mitarbeiter. Ihr gemeinsames Ziel war, die Schädigungen, welche die Klosteraufhebungen den Archiven gebracht hatten, nach Möglichkeit zu lindern und ein Österreichisches Urkundenbuch (*Corpus diplomaticum Austriacum*) zu schaffen. Der vorzeitige Sturz von Hormayr verhinderte die Ausführung. Wir sehen hiebei, wie Kurz von seinem früheren Plan abgedrängt wurde und ihn fallen ließ; auch hier war er bald wieder auf sich allein angewiesen; er blieb auch später noch mit Hormayr in Verbindung und lieferte ihm zahlreiche Urkundenabschriften für das von ihm begründete „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“. Sein Aufgabenkreis blieb nach wie

<sup>111</sup>) Näheres bei Zibermayr, *Das oberösterr. Landesarchiv* S. 110—114.

<sup>112</sup>) Bei Mühlbacher, *Leistungen* S. 178.



Joseph Linnéus



vor die mittelalterliche Geschichte Österreichs, wofür er als letzten Beitrag seinen „Albrecht den Zweyten“ 1831 vollendete, aber erst vier Jahre später ausgeben konnte; auch Österreichs Handel und Militärverfassung in älterer Zeit hat er behandelt. Bei seinen Forschungen im Wiener Staatsarchive erfreute er sich der besonderen Gunst Metternichs, der ihn auch vor den Torheiten der Zensur in Schutz nahm.

In seinen Anschauungen ist Kurz ein Kind der Aufklärung; er ist der hervorragendste Vertreter dieser Geistesrichtung in Oberösterreich. Trotz seiner emsigen Beschäftigung mit der Geschichte des Mittelalters, hat er niemals ein inneres Verhältnis zu ihm gefunden und es bloß mit den Augen seiner eigenen Zeit gemessen. Das ist schon seinen Zeitgenossen, es seien da bloß Karoline Pichler und Grillparzer genannt, aufgefallen. Er ist immer der gleiche geblieben: so hat er den Begriff der Nation, dessen grundstürzenden Wandel wir schon kennen lernten, bloß im staatlichen aber noch nicht im volklichen Sinne erfaßt; die eigentliche Aufgabe eines Landesgeschichtschreibers, die Besonderheit seines Forschungsgebietes darzustellen, hat er noch nicht erkannt; als Forscher hat er sich so wenig fortentwickelt wie als Denker; er ist immer vorwiegend ein Sammler geblieben<sup>113</sup>). Seine Bedeutung ruht in der Masse des neuen Stoffes, welchen er erschlossen hat; er hat die spätmittelalterliche Geschichte Österreichs auf urkundliche Grundlage gestellt und die quellenmäßige Landesgeschichtschreibung Oberösterreichs eingeleitet; in seinem Stifte hat er sich selbst einen Nachwuchs erzogen, welcher sein Werk fortsetzte.

Die Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens ist damals von den Ländern ausgegangen; die Hochschulen waren zu Staatsanstalten für Heranbildung von Beamten herabgesunken und vielfach nicht mehr fähig, selbständige Forschungsarbeit zu leisten. Um so höher ist die Tätigkeit von Kurz einzuschätzen. Sein bleibendes Verdienst ist, auf den Wert der Urkunden und Akten für die Geschichtsforschung so recht hingewiesen und gezeigt zu haben, wie sie, in lesbarer Form verarbeitet, eine getreue Kenntnis von längst vergangenen Zeiten vermitteln können. Das war von entscheidender Wirkung, da hiedurch die Allgemeinheit in den Archiven die Rohstofflager unserer geschichtlichen Erkenntnis sehen lernte und so an ihrer Erhaltung und Eröffnung für wissenschaftliche Zwecke eine Teilnahme gewann. Es erwachte allmählich der Gedanke, daß das Schicksal der Archive nicht nur eine Frage für deren Besitzer, sondern eine solche des ganzen Volkes sei. Der Schutz der schriftlichen Denkmäler führte von selbst zu jenem für die übrigen Zeug-

<sup>113</sup>) F. Korger, Franz Kurz, Jahrbuch des oberösterr. Musealvereines 82 (1928) S. 204 f., 224, 241.

nisse der Geschichte im Gebiete des Kunstlebens und in den anderen Zweigen menschlichen Schaffens. Um das besser zu verstehen, brauchen wir bloß an ein Beispiel in großem zu denken: der Begründung der Monumenta Germaniae (1819) folgte die Errichtung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg (1852). Von dieser Warte aus gesehen, lernen wir erst würdigen, wie nachhaltig Kurz für das Erwachen des musealen Gedankens und der Denkmalpflege in Oberösterreich gewirkt hat; er erlebte noch die Frucht seiner Aussaat in der Gründung unseres Vereines und Museums; ohne freilich hieran selbst wirksam teilnehmen zu können.

Von ihm als dem ersten Anreger führt die Verbindung unmittelbar zu unserem Gründer Anton Ritter von Spaun. Dieser ist ein Sohn der Stadt Linz, wo er am 31. Mai 1790 am Hofberge im sogenannten Zehnkreuzerhaus zur Welt kam. Seine Knabenjahre verlebte er im Landhause bis zu dessen Brande (1800), da sein Vater ständischer Syndikus war und als oberster Leiter der Kanzleien dort eine Amtswohnung hatte. Antons älterer Bruder Josef, welcher Lebenserinnerungen (1864) hinterlassen hat, schreibt, Propst Michael Ziegler in St. Florian, „ein würdiger, hochgebildeter Mann“, sei ein „besonderer Freund“ seines Vater gewesen<sup>114</sup>). So erklärt es sich, daß Anton Spaun während seiner Studienzeit in Linz wiederholt längere Zeit im Stifte verweilte, woraus er bleibenden Gewinn zog. Sein Bruder Josef berichtet: „der ausgezeichnete Historiker Franz Kurz, der dem Knaben sehr wohl wollte, erweckte in ihm das Interesse an den Forschungen in der Geschichte Oberösterreichs“; der gelehrte Bücherliebhaber Karl Klein führte ihn in die Bibliothek ein, wo er viele Stunden verbrachte und namentlich an den „alten Chroniken und Holzschnittbildern“ Gefallen fand. Schon früh zeigte er gute Anlage für Musik und tüchtiges Geschick als Zeichner. Noch während des letzten Jahrganges als Hörer der Rechte in Linz trat er in das hiesige Kreisamt ein, verließ es jedoch bald, um im April 1810 beim Landrecht seine Tätigkeit zu beginnen; 1823 erhielt er dort die Stelle eines (Stadt- und) Landrates.

Schon als junger Mann verstand er, einen Freundeskreis um sich zu vereinen, welcher durch Tugend und Wissenschaft hervorleuchten sollte; er gab mit ihnen eine Zeitschrift „Beiträge zur Bildung für Jünglinge“ heraus, welche 1817/18 in Wien mit Bewilligung der Zensur erschien und „deutsche Vaterlandsliebe, gesetzliche Freiheit, gründliches Forschen fördern sollte“. Als ein freisinniges Weimarer Blatt sie „als eine Morgenröthe deutscher Gesinnung in Österreich“ begrüßte, wurde er ernstlich verwarnt, sie

<sup>114</sup>) Heimatgäue 6 (1925) S. 187; jener Teil, welcher sich auf Anton Spaun bezieht, abschriftlich im Landesarchiv zu Linz.

fortzusetzen<sup>115</sup>). Dem damaligen Kanzleidirektor des Stiftes St. Florian Michael Arneth gelang es, die Polizei von der Harmlosigkeit des „Vereines“ zu überzeugen, so daß Spaun zwar nicht weiter verfolgt wurde, aber gleichwohl lange verdächtig blieb. Bei jedem Schritte seiner Beförderung bekam er dieses Mißtrauen zu fühlen.

Gerade vorher (1816) hatte Kurz die Ansicht der Brüder Schlegel aufgenommen, die letzte Ausbildung des Nibelungenliedes sei in Österreich erfolgt und gehe wahrscheinlich auf den Minnesänger Heinrich von Otterdingen zurück<sup>116</sup>). Mit Feuereifer griff Spaun schon damals diesen Gedanken auf<sup>117</sup>) und widmete sich seither mit hingebender Liebe der deutschen Heldensage.

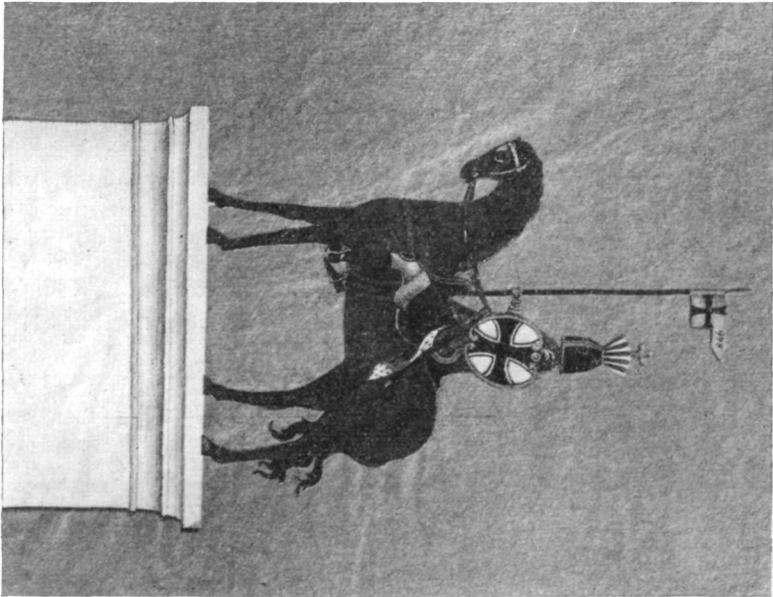
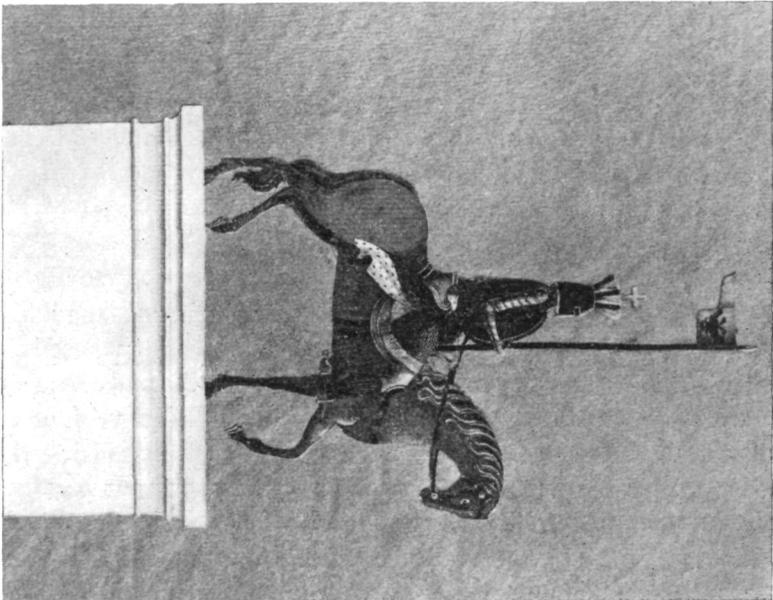
Im September 1823 wurde Arneth Propst von St. Florian, „ein Ereignis“, so sagt unser Gründer in seinen „Erinnerungsblättern für meinen Sohn Ludwig“, „welches mir die Aussicht auf eine fort-dauernde, und noch engere Verbindung mit diesem Stifte eröffnete, wo ich schon als Knabe die glücklichsten Tage verlebte, und so viele wirksame Anregungen zu höherer Bildung und litterarischer Tätigkeit erhielt“<sup>118</sup>). Im nächsten Jahre begann Spaun „Betrachtungen“ über die kirchliche Kunst des Mittelalters niederzuschreiben, wobei er die Denkmäler des Landes ob der Enns besonders berücksichtigte; es gelang ihm, hiefür auch seinen Freund empfänglich zu machen, den er zu bestimmen wußte, die im Stifte (und dessen Pfarren) noch vorhandenen Überreste zu sammeln und in einigen Zimmern aufstellen zu lassen. Wir sehen dabei deutlich, wie bei seinen Arbeiten der museale Gedanke als Forderung des Denkmalschutzes erwacht und er andere hiefür zu gewinnen versteht; fraglich bleibt dabei freilich, ob nicht doch besser einzelne Gegenstände an ihren ursprünglichen Verwahrungsorten noch hätten verbleiben können. Für sein hohes Kunstverständnis sprechen laut die hervorragenden Schöpfungen, welchen er sich zuwandte: im September 1823 weilte er zwei Tage in St. Wolfgang, wo er den berühmten Altar genau beschrieb; er gehört daher zu den ersten, welche die unvergleichliche Schöpfung Michael Pachters in ihrem

<sup>115</sup>) So sagt A. Spaun selbst in seinem gedruckten Wahlauftrufe „An meine Mitbürger und Wähler“ vom 20. Juni 1848 im Landesarchiv; dazu näheres in den Lebenserinnerungen seines Bruders Josef im Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft 8 (1898) S. 278—280.

<sup>116</sup>) Kurz, Ottokar und Albrecht 2, S. 113 f.

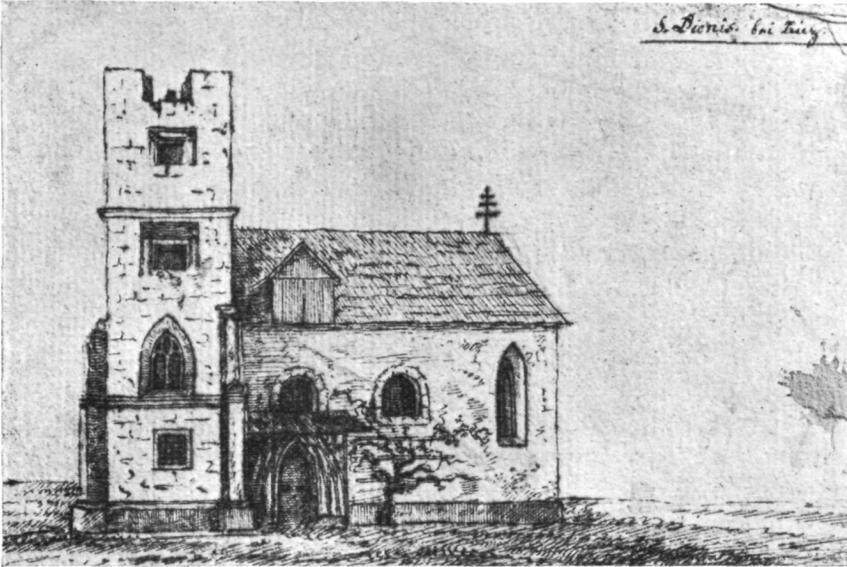
<sup>117</sup>) C. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich 36 (1878) S. 72.

<sup>118</sup>) In diesen „Erinnerungsblättern“ beschreibt A. Spaun bloß die Kindheit seines Sohnes Ludwig von 1823 bis 1830; für sein eigenes Leben enthalten sie daher nur wenige Angaben, die wir gleich anschließend verwerten; sie befinden sich im Besitze der Familie Spaun in Wien.



Die einstigen Reiterstandbilder zu Mauerkirchen. Handzeichnung von Anton Spaun.  
(Im Besitze der Familie Spaun in Wien.)

Werte erkannten<sup>119</sup>); er besprach und zeichnete ferner die berühmten Reiterstandbilder von Mauerkirchen, welche im Jahre 1865 leider verbrannt sind<sup>120</sup>); hievon lieferte er auf Wunsch des Propstes Arneht Abschriften für dessen Bruder Josef, welcher Kustos des kaiserlichen Münz- und Antikenkabinettes in Wien war. Die aus gotischer Zeit stammende Kirche zu St. Dionysen bei Linz, welche heute nicht mehr vorhanden ist, hat er gleichfalls gezeichnet. Die damaligen Reiseführer erwähnen, daß er selbst eine Sammlung von altdeutschen Bildern und Schnitzwerken besaß. Wie rasch diese



Ehemalige Kirche zu St. Dionysen bei Linz. Handzeichnung von Anton Spaun.  
(Im Besitze der Familie Spaun in Wien.)

wieder zu Ehren kamen, zeigt die Gemäldegalerie des Salzverwalters Josch, welche damals eine Zierde von Linz war und an Sonn- und Feiertagen den Kunstfreunden offen stand<sup>121</sup>).

Im Jahre 1827 fing Spaun an, die oberösterreichischen Volkslieder und Tanzweisen zu sammeln<sup>122</sup>), die er im ganzen Reichtum ihrer Seelenstimmungen zu erfassen suchte; gerade hierin hat er sich später einen bleibenden Namen gemacht.

<sup>119</sup>) Zibermayr, Die St. Wolfganglegende S. 211 (75); Erster Bericht des Linzer Museums (1835) S. 32.

<sup>120</sup>) W. Schmid, Ein Denkmal aus der Ungarzeit, Die ostbairischen Grenzmarken 16 (1927) S. 406.

<sup>121</sup>) B. Pillwein, Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz (1824) S. 327 bis 330.

<sup>122</sup>) W. Chezy, Erinnerungen aus meinem Leben 2 (1863) S. 224.

Bald hernach (1829) wurde Spaun zum Verordneten des Ritterstandes gewählt; seine Wirksamkeit im Landhause begann aber erst zwei Jahre später, da die kaiserliche Bestätigung sich verzögerte. Der Ankauf der genealogischen Sammlungen Hohenecks aus dem Schlüsselberger Archiv geht auf ihn zurück; der Landtag vom 15. Oktober 1833, welcher ihn beschloß, brachte langwierige Verhandlungen zum Abschluß; schon bald nach dem Brande des Landhauses hatte Kurz die Aufmerksamkeit darauf gelenkt<sup>123</sup>). Wie nachhaltig Spaun der Gegenstand seines Antrages beschäftigte, zeigt die ansprechende Schrift, welche er über Hoheneck verfaßt hat; sie ist im sechsten Berichte unseres Museums (1842) erschienen, dessen Gründung mit dem Ankaufe aus Schlüsselberg in innigem Zusammenhange steht.

Im Oktober 1828 trat Hormayr in die Dienste Bayerns, das er vordem so heftig bekämpft hatte. Dort war drei Jahre früher Ludwig I. als König auf den Thron gelangt, den wir schon als einen hervorragenden Förderer der Kunst kennen lernten; er besaß auch eine besondere Neigung für Geschichte, wobei er der Vorzeit seines Volkes und Landes innige Teilnahme zuwandte. Schon als junger Herrscher traf er eifrige Vorsorgen, die Denkmäler alter Kunst zu erhalten (1826); er suchte im Volke selbst geschichtlichen Sinn zu erwecken und den „Nationalgeist“ zu beleben. Da war Hormayr der rechte Mann, dem König als Ratgeber zu dienen: alle Erinnerungszeichen der Geschichte und alle Kunstdenkmale sollten in Verzeichnissen und Karten zusammengestellt, die Sagen und Volkslieder gesammelt werden. Da hiezu die Wirksamkeit der Behörden nicht ausreichte, so ließ der König eigene Vereine von Geschichtsfreunden ins Leben rufen, um seine Absichten zu erreichen: die Kenntnis der vaterländischen Vergangenheit sollte nicht nur aus Büchern, sondern in lebendiger Anschauung gewonnen werden. Es bildete sich seit 1. Jänner 1830 fast auf einen Schlag in jedem der acht Kreise Bayerns ein historischer Verein, so im Juni der zu Regensburg und im August jener zu Passau, welcher gegenwärtig seinen Sitz in Landshut hat. Am 16. April 1832 schreibt Hormayr an seinen Freund Kurz in St. Florian, er solle sich die wohlfeilen Hefte der vorzüglich auf sein Betreiben hin gegründeten Geschichtsvereine Bayerns bestellen; in einem gleich folgenden Brief vom 6. Juni berichtet er, sein Abgang von München sei für sie nachteilig, wobei er ihr Entstehen auf das Jahr 1829 zurückführt<sup>124</sup>).

<sup>123</sup>) I. Zibermayr, Die Vereinigung des Schlüsselbergerarchivs im Landesarchiv zu Linz, Mitteil. der dritten (Archiv) Sektion der k. k. Zentralkommission für Kunst- und histor. Denkmale 8 (1911) S. 18—27.

<sup>124</sup>) Orr. Stiftsarchiv St. Florian; Th. Heigel, Histor. Vorträge u. Studien, 3. Folge (1887) S. 332—336.

Gleich zu Beginn des Jahres 1833 bildete sich zu Nürnberg eine „Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler vaterländischer Geschichte, Literatur und Kunst“. Freiherr Hans von Aufseß, der Stifter des Germanischen Nationalmuseums, suchte schon damals die in Deutschland bestehenden Geschichtsvereine, deren Zahl trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens schon vierundzwanzig betrug, in einem Verbandsverbande zu vereinigen; der Plan eines „deutschen Museums“ als eines großen „Generalrepertoriums“ über alle bestehenden Sammlungen und die in ihnen verwahrten Geschichtsquellen, wie es später in erweiterter Form in Nürnberg erstand, geht gleichfalls in diese Zeit zurück<sup>125</sup>).

Das ist der Augenblick, in welchem Spaun mit seinem Gedanken hervortritt, einen Geschichtsverein zu gründen. Am 7. Juni 1832, als er als Verordneter die Wiederaufrichtung der beim Brande des Landhauses vernichteten Bibliothek beantragte, regte er an, hiebei die Veröffentlichungen der Museen in Graz, Prag und Innsbruck anzuschaffen. Sein Plan fand zwar in der Hauptsache Zustimmung, doch für den Ankauf der Schriften der jungen Museen fand er keine Mehrheit, obwohl er eindringlich darlegte, daß ein richtiger Betrieb der Landeskunde die Kenntnis des Schrifttums der Nachbarländer voraussetze<sup>126</sup>). Wir sehen hier bereits deutlich, welchem Ziele Spaun zustrebte und wie schwer es war, es zu erreichen.

Ein halbes Jahr später, am 10. Februar 1833, brachte er bei dem Präsidenten der Regierung und Stände Grafen Alois von Ugarte seine für uns denkwürdige Eingabe zur Gründung eines Geschichtsvereines ein: so wie der einzelne Mensch durch Erfahrungen reife, so sei dasselbe bei den Staaten durch die Geschichte der Fall; diese aber werde fortgepflanzt durch die Sorge für ihre Denkmäler; schlecht sei es jedoch um deren Erhaltung bestellt: die römischen seien zerstreut und der Gefahr ausgesetzt, verschleppt zu werden; die Urkunden verzehre der Moder oder werden an Handwerker verkauft; das geschehe zu einer Zeit, in welcher benachbarte Staaten und Provinzen zur Besinnung gelangt seien und mit nachahmenswerten Beispielen vorangehen, ja uns durch ihre Agenten die Überreste der Kunst und des Altertums entziehen. Zur Abhilfe solle ein Verein entstehen, dessen Aufgabe folgende sei: 1. Die Denkmäler der Geschichte zu sammeln, zu verzeichnen, zu beschreiben und abzubilden sowie für ihre Erhaltung zu sorgen; 2. die

<sup>125</sup>) H. Aufseß, Sendschreiben an die erste allgemeine Versammlung deutscher Rechtsgelehrten, Geschichts- und Sprachforscher zu Frankfurt am Main (1846) S. 5 f., 14.

<sup>126</sup>) Landesarchiv, Landschaftsakten M I 1/11.

geschriebenen Geschichtsquellen zusammenzubringen oder wenigstens Auszüge hieraus zu verfassen; 3. eine Bücherei für die vaterländische Geschichte anzulegen; 4. durch Veröffentlichungen den geschichtlichen Sinn zu erwecken und zu nähren<sup>127</sup>).

Bemerkenswert ist, daß Spaun hiebei nicht nur von den Vorbildern der anliegenden Länder, sondern auch von jenen der benachbarten Staaten spricht. In der Tat sind seine Forderungen den Bestimmungen der bayerischen Vereine viel ähnlicher, als jenen der österreichischen Museen, welche ja zunächst schon deshalb als Muster weniger in Betracht kamen, als er die Pflege der Naturwissenschaften und Technologie ursprünglich ganz ausschaltete. Der Gedanke eines Geschichtsvereines ist indes ganz und gar bodenständig, da ihn ja Kurz früher aussprach, als er in Deutschland verwirklicht wurde. Während dieser hiebei bloß an die Sorge für die schriftlichen Denkmäler dachte, sind bei Spaun, den Fortschritten der Zeit im Sinne der Romantik entsprechend, auch jene der Kunst berücksichtigt, ja sie stehen bei ihm an erster Stelle.

Ugarte entstammte einer in Mähren ansässigen Adelsfamilie und hatte dort bei der Landesregierung seine Tätigkeit als Beamter begonnen; 1823 erhielt er die Stelle eines Vizepräsidenten zu Prag, von wo er vier Jahre später als Landeschef nach Linz berufen wurde. In seinen Stellungen erwarb er sich den Ruf der Tüchtigkeit; er sah zwar bei seinen Beamten eine schriftstellerische Tätigkeit ungern<sup>128</sup>), war jedoch gelehrten Bestrebungen nicht abhold: Kurz widmete ihm als einem „Kenner und Beförderer der Wissenschaft und Kunst“ seinen Albrecht IV. (1830).

In einigen Ländern waren die alten Ackerbaugesellschaften bestehen geblieben; dort, wo sie eingegangen waren, suchte sie die Regierung bald wieder ins Leben zu rufen. Solche Versuche scheiterten in Oberösterreich in den Jahren 1805 und 1817<sup>129</sup>). Die Anfrage der Regierung, wie die Industrie zu heben sei, hatte gleichfalls keinen Erfolg; Propst Ziegler von St. Florian hatte schon damals (1808) die Gründung von Realschulen und einer technologischen Gesellschaft beantragt<sup>130</sup>). Später finden wir Versuche, die Industrie durch Ausstellungen zu fördern; bedeutsam wurden hierin seit 1828 jene zu Prag, welche die Landesstelle selbst veranstaltete; daraus ging ein eigener „Verein zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen“ hervor, welcher als erster seiner Art in Öster-

<sup>127</sup>) Das von seiner Hand geschriebene Ansuchen im Landesarchive, Präsidialakten der Statthalterei; im Wortlaute im ersten Bericht des Museums S. 14 f.

<sup>128</sup>) Wurzbach 48 (1883) S. 230 f.

<sup>129</sup>) Vaterländische Blätter 1, S. 75; M. Hiptmair, Gesch. des Bisthums Linz (1885) S. 175.

<sup>130</sup>) Mühlbacher, Leistungen S. 102.

reich am 1. März 1833 seine Tätigkeit begann. Zwei Wochen vorher war in Wien ein eigenes „Ausstellungs-Bureau“ für solche Veranstaltungen errichtet worden<sup>131)</sup>.

In Oberösterreich waren für Landwirtschaft und Gewerbe noch keine Vereinigungen vorhanden, welche sich deren Pflege zum Ziele setzten. Es ist daher verständlich, daß Ugarte den Plan Spauns, einen Geschichtsverein zu begründen, zu enge fand und darauf drängte, ebenso wie in den anderen Landesmuseen die Technologie und die Naturwissenschaften aufzunehmen.

Vorher galt es jedoch noch ein anderes, viel größeres Hindernis zu überwinden. Spauns Bruder erzählt uns in seinen Lebenserinnerungen, daß damals in Oberösterreich eine „böhmische Partei“ herrschte, welche Antons Vorhaben „höchst überspannt“ und „unsinnig“ fand. Was soll, so fragte sie, ein so kleines Land an Sehenswertem bieten; ja Böhmen könne sich mit seinem Museum sehen lassen, für Linz aber erscheine ein solches eine „Lächerlichkeit“. Den Einwand, unser Land besitze hierfür zu wenige Gegenstände der Kunst und des Altertums, dürfen wir nicht mit unseren Kenntnissen messen. Noch später, als für Bayern das Nationalmuseum in München errichtet wurde (1854), ging König Max II., der Sohn Ludwigs, zunächst darauf nicht ein, weil er nicht glauben konnte, daß sein Staat an Gegenständen solcher Art reich genug sei<sup>132)</sup>.

Schon als der Ankauf der Sammlungen Hohenecks eingeleitet wurde, stand Spaun in freundschaftlichen Beziehungen mit dem etwas jüngeren St. Florianer Chorherrn Josef Chmel, den Kurz in das geschichtliche Fach eingeführt hatte; seine Briefe an ihn gewähren uns noch einen näheren Einblick<sup>133)</sup>. In einem Schreiben vom 14. März 1833 schickte er ihm den ersten Entwurf der Satzungen „wegen dem National Museo“ und fügte bei, auf Zureden Ugartes und des Polizeidirektors Adalbert Graff, eines Böhmen, der die schon mitgeteilten Einwendungen erhob, hätte er seinen Plan erweitert; er hätte das um so lieber getan, als er schon ursprünglich hoffte, daß „aus diesem kleinen Anfange nach und nach ein den Nationalvereinen anderer Provinzen ähnliches Institut erwachsen werde“; in größerer Ausdehnung erwecke es schon nach seinen bisherigen Erfahrungen eine viel allgemeinere Teilnahme; es wäre jedoch beschlossen, daß „auf das historische Fach, als das wichtigste und dringendste, vorzügliche Rücksicht genommen werde“; er wäre

<sup>131)</sup> Österreichische National-Encyklopädie (von Gräffer und Czikan) 1 (1835) S. 147—151 u. 5 (1836) S. 533.

<sup>132)</sup> J. H. Hefner-Alteneck, Entstehung, Zweck und Einrichtung des bayerischen Nationalmuseums in München (1890) S. 3.

<sup>133)</sup> Sie befinden sich im Stiftsarchiv St. Florian; Abschriften jener, welche sich mit dem Musealverein befassen, im Landesarchiv.

sehr begierig, was man in St. Florian hierüber denke. In einem Nachsatze fügte er hinzu, er hoffe, daß die allgemeine Billigung, welche sein Plan finde, Ugarte zu rascherer Tätigkeit ansporne; letzterem komme alles darauf an, sich zu überzeugen, auf wie viele Mitglieder zu rechnen sei.

Die Antwort seines Freundes war nicht ermutigend. Spaun fühlte sich hiedurch zum stärksten Widerspruch gereizt und erwiderte ihm unverzüglich: es wäre kein Hindernis, daß (anders wie in Böhmen) der Landesadel „unbedeutend und arm“ sei, hiefür müßte man eben den Verein auf eine breitere Grundlage stellen und sich mit geringeren Geldbeiträgen begnügen; es hätten sich bereits hundert Teilnehmer gemeldet, obwohl noch keine Umfrage bei den Behörden gelaufen sei; er rechne mit wenigstens fünfhundert und hege die besten Hoffnungen; es sei schon ein Vorteil, wenn hiedurch der Sinn für das Wissenschaftliche und Vaterländische geweckt werde. Die zweite Einwendung Chmels war gegen die Nachteile des Zentralisierens gerichtet; darauf erwiderte Spaun: man hege gar nicht die Absicht, solches zu tun, sondern werde sich bloß darauf beschränken, Gegenstände zu erwerben, welche dem Verderben ausgesetzt seien; am wenigsten werde man Sammlungen an sich ziehen, die ohnedies in guter Obhut seien; es könne niemandem einfallen, einem Stifte wie St. Florian oder Kremsmünster etwas abnehmen zu wollen; er wolle mit seinem Vorhaben auch die Vorurteile der das Land regierenden Böhmen und Mährer zurückweisen, welche ihm ins Gesicht sagten, der Oberöreicher sei „roher, ungeselliger“ als die Bewohner ihrer Länder und habe keinen Sinn für Gemeingeist und Wissenschaft. Zum Schlusse bittet er ihn, in St. Florian aufklärend zu wirken und alle Vorurteile zu zerstreuen.

Ugarte bestand darauf, daß vorerst eine Liste jener Personen angefertigt werde, welche dem zu gründenden Verein beitreten wollten; es meldeten sich in Linz allein in wenigen Tagen schon 298 Teilnehmer; damit verstummten die bisherigen Widersacher und Zweifler; die Sache war gewonnen. Am 5. April schrieb Spaun an Chmel, das Herumlaufen von einem zum andern, das ewige Wiederholen der Gründe und Bestreiten der Einwürfe hätten ihn am Ende ganz erschöpft; nach demselben Brief stieß sich Ugarte bei den Beratungen über die Satzungen an dem Worte „Zeitschrift“, wofür mit Mühe nur: „eine von Zeit zu Zeit erscheinende Schrift“ zu erreichen war.

Am 16. Mai berichtete die Landesstelle an den obersten Kanzler in Wien über die beabsichtigte Vereinsgründung und legte die Eingabe Spauns mit dem Bemerken vor, es wäre in einer Vorberatung beschlossen worden, nach den Mustern von Graz, Prag und Inns-

bruck auch die Technologie und Naturwissenschaften einzubeziehen; der erste Entwurf der Satzungen und die Liste der angekündigten Beitrittserklärungen gingen als Beilagen gleichfalls mit; als Name wurde „Verein des vaterländischen Museums für Österreich ob der Enns mit Inbegriff des Herzogthums Salzburg“ vorgeschlagen<sup>134</sup>); letzteres war eben seit 1816 mit unserem Lande in der Verwaltung verbunden. In den ersten Oktobertagen kam die Voranzeige der günstigen Erledigung. Am 19. November 1833 genehmigte Kaiser Franz die Bildung des Vereins mit der Bedingung, daß hiezu keine Unterstützung aus dem Staatsschatze angesprochen werde<sup>135</sup>); die kaiserliche Bestätigung der Satzungen wurde noch vorbehalten. Damit war die Gründung vollzogen. Vorher, vom 11. bis 28. Oktober, weilte der Kaiser in Linz, um die neuen Festungswerke zu besichtigen; verschiedene Feste, darunter das großartige Volksfest mit der Trachtenschau im Volksgarten, welches die Stände (Spaun) veranstalteten, feierten seine Anwesenheit. Bei dieser Gelegenheit äußerte der Kaiser den Wunsch, die Gegenstände, welche für das zu errichtende Museum eingegangen waren, zu besichtigen. Diese wurden in einer eigenen Abteilung der im Landhause von den Vereinsgründern vorbereiteten Gewerbeausstellung, der ersten solcher Art in Oberösterreich, an gereiht; es ist zu staunen, was da alles in so kurzer Zeit zusammen kam: zweihundert mittelalterliche Urkunden, größtenteils aus Baumgartenberg und Mondsee, Ausgrabungsgegenstände, Abbildungen von Altertümern und Kunstwerken des Landes und Versteinerungen<sup>136</sup>). Als der Kaiser am nächsten Tage das Strafhaus (Schloßkaserne) besuchte, bestimmte er die dort eingemauerten Römersteine für das entstehende Museum.

Die Genehmigung der Statuten<sup>137</sup>) erfolgte erst am 18. März 1835, obwohl sie schon ein ganzes Jahr früher neu vorgelegt wurden. Ihr Verfasser ist Spaun, der freilich hierin nicht ganz seine Eigenart

<sup>134</sup>) Landesarchiv, Präsidialakten der Statthalterei. — Die Einlaufprotokolle derselben Amtsstelle erwähnen für Linz unter dem 22. November 1825 „die Errichtung einer Lese-Gesellschaft unter den (!) Namen Museum“; sie wird zwar im nächsten Jahre als bestehend erwähnt, aber spätere Nachrichten fehlen. In dem von Bayern neuerdings abgetretenen Innviertel werden Lesevereine schon früher in Ried und Schärding genannt. Dasselbe gilt für Salzburg, wo ein mit einem Kasino verbundenes „Museum“, das auch Konzerte und Bälle veranstaltete, lange Zeit ein geistiger und geselliger Mittelpunkt war. In Freiburg i. B. besteht eine solche auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes zurückgehende Vereinigung noch heute. W. Schlang, Die Museumsgesellschaft zu Freiburg i. B. 1807—1907. (Festschrift.)

<sup>135</sup>) Erster Bericht des Linzer Museums S. 15 f.

<sup>136</sup>) Spaun hat im Österr. Bürgerblatt 16 (1834) Nr. 17 und 18 hierüber berichtet.

<sup>137</sup>) Im Wortlaute im ersten Bericht des Museums S. 20—25.

zum Ausdruck bringen konnte, da er an die Satzungen von Prag und Innsbruck, welche als Vorlage dienten, gebunden war. Den Aufgabenkreis teilte er in vier Fächer: 1. in das geschichtliche und topographische, 2. in das artistische, 3. in das naturgeschichtliche und 4. in das technologische. Ein bemerkenswerter Fortschritt gegenüber Innsbruck zeigt sich darin, daß hier das Kunstfach von der Technologie abgetrennt ist und eine eigene Abteilung bildet. Wichtig ist, daß nach böhmischem Vorbilde das Einheimische stärker betont ist<sup>138</sup>); damit ist schon der Weg gewiesen, daß mehr die Eigenschaft einer Forschungsstätte als einer Unterrichtsanstalt zum Ausdrucke kommt. Im artistischen Teil ist nicht nur die bildende Kunst, sondern auch die Poesie und Musik sowohl in der Gegenwart als in der Vergangenheit hervorgehoben, wobei der Verfasser der ihm besonders teuren Dichtungen und Gesänge des Volkes ausdrücklich gedenkt; die Sammlung der Zeichnungen von Landschaftsbildern, Gebäuden, Ruinen und Naturschönheiten ist hier angereicht, so daß auch da mehr die Eigenschaft der Kunst als der Geschichte und Naturkunde zur Geltung gelangt.

Das als erstes gereichte Geschichtsfach ist das als das ursprünglich allein gewollte schon bezeichnet; die bereits genannten Gegenstände sind bloß näher ausgeführt; es zerfällt in vier Unterabteilungen, wobei die Veröffentlichungen weggelassen sind, da sie schon vorher in der ersten Bestimmung der Satzungen als mit verdeckten Worten angeführte Zeitschrift genannt sind; hiefür ist im Punkt 3 eine Wappen-, Siegel- und Münzsammlung genannt. Bei den unter 1 bezeichneten geschichtlichen Denkwürdigkeiten ist ausdrücklich bemerkt, daß sie sich auf die römische Vorzeit, das Mittelalter und die neuere Zeit beziehen; neben den Denksteinen, Inschriften und Waffen sind auch Statuen, Gemälde und Schnitzwerke hervorgehoben, welche eigentlich nach Spauns Einteilung des Kunstfaches eher dort gesucht würden. Die geschriebenen Geschichtsquellen des ersten Entwurfes sind hier genauer als Urkunden bezeichnet (2). Bei der Bücherei (4) sind auch Handschriften, Karten und Pläne angeführt. Wie in Innsbruck tritt die Statistik bereits zurück; ebenso wie dort fehlen Bildnisse verdienter Landsleute ganz. Ausdrücklich hebt Spaun hervor — man denke an die Besorgnisse Chmels —, es sei nicht die Absicht des Vereines, alle im Lande befindlichen Denkmäler und Geschichtsquellen an sich zu ziehen und zu vereinigen; „dem Interesse der Wissenschaft genügen getreue Abschriften, Abbildungen und

<sup>138</sup>) Spaun sagt selbst in einem Briefentwurfe vom 15. März 1834 an ein aufzunehmendes Mitglied: die Satzungen seien „größtentheils den Statuten des böhmischen und tyrolischen Vereines nachgebildet . . . nur soll sich der obderennsischen Verein noch bestimmter auf das Vaterländische beschränken“. Landesarchiv, Akten des Musealvereines A I 3 Nr. 48.

Beschreibungen“, ein Irrtum der Zeit, den wir schon früher auf die ungenügende Kenntnis des Wertes der Urstücke zurückführten; nur dort, fährt er fort, wo solche Denkwürdigkeiten wenig bekannt und dem Verderben ausgesetzt sind, wird sie der Verein nach Kräften zu erwerben suchen. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß die alte Zeit bis zum Vormärz herauf Bedenken gegen die Vereinigung wertvoller Gegenstände an einem Orte hegte und lieber, um Schädigungen besser zu entgehen, sie auf mehrere Stellen verteilte. Das bedingten schon die feuergefährliche Bauweise und die unzureichenden Vorkehrungen gegen Brände. Noch im Jahre 1837 spricht der erste Kustos Georg Weishäupl von den „Bedenken Jener, welche dem Museo deßwegen abhold sind, weil so viele schätzbare Dokumente nach ihren Ansichten zusammen einem möglichen Untergange ausgesetzt sind, obschon sie eine solche Anstalt für schön und nützlich halten“<sup>139)</sup>.

Wie in Innsbruck war der oberste Vorstand der jeweilige Landeschef, eine Einführung, welche bis zum Jahre 1868 im Gebrauche war. Der Mindestbeitrag eines „wirkenden“ Mitgliedes war mit jährlich vier Gulden festgesetzt, also um mehr als die Hälfte geringer als in Innsbruck, und fünffach weniger als in Prag; die Geldleistung konnte durch Abgabe von Sammelgegenständen an das Museum abgelöst werden, eine damals übliche Bestimmung von zweifelhaftem Nutzen. Die Sammlungen werden als ein unveräußerliches und untrennbares Eigentum aller Vereinsmitglieder erklärt; im Auflösungsfall der Gesellschaft sollten sie (ebenso wie in Innsbruck) an das Land übergehen.

Wie die Satzungen zeigen, ist letzthin etwas ganz anderes geworden, als Spaun ursprünglich wollte. Geistesgeschichtlich ist seine Absicht deshalb bemerkenswert, als hier zum erstenmal in Österreich eine rein wissenschaftliche Keimzelle für ein Landesmuseum feststellbar ist; dieses sollte eine Sammel- und Forschungsstätte für die Landesgeschichte werden. Die Forderung unmittelbarer Nützlichkeit für das Leben war da ausgeschaltet, die Wissenschaft sollte Selbstzweck und nicht mehr ein Hilfsmittel für praktische Bedürfnisse sein; es war die Erkenntnis durchgedrungen, daß sie ihren eigenen Gesetzen folgend der Allgemeinheit mehr leisten werde, als wie in dienender Stellung als Magd für den häuslichen Wohlstand. Es ist demgegenüber nebensächlich, daß die beabsichtigte Gründung gerade ein Verein zur Pflege der Landesgeschichte sein sollte; sie hätte ebensogut rein naturkundlich ausfallen können, sofern die Landwirtschaft und das Gewerbe als Vormünder gefehlt hätten; als entscheidend kann daher bloß die bewußte Ausschaltung der Technologie als nicht in eine wissenschaftliche Anstalt gehörig

<sup>139)</sup> Landesarchiv, Akten des Musealvereines A 1/14—581.

angesprochen werden. Naturforschende Gesellschaften bestanden schon seit der Aufklärung, deren Wesensart sie ebenso bezeichnen, als die seit der Romantik bestehenden Geschichtsvereine den Stempel dieser Geistesrichtung tragen.

In Oberösterreich plante Spaun dasselbe, was kurz darauf unter dem Schutze des Erzherzogs Johann in Innerösterreich, dem alten Karantaniern, eintrat; die historischen Vereine von Steiermark, Kärnten und Krain gehen in ihren Anfängen auf den Leseverein im Joanneum zurück, welcher 1839 die vorbereitenden Schritte einleitete. In Klagenfurt war noch kein Museum; dieses schuf der dortige Geschichtsverein, welcher 1844 ins Leben trat; ihm folgte ganz unabhängig eine eigene Gesellschaft „Naturhistorisches Landesmuseum“ (1848). Gegenwärtig sind die Sammlungen beider Vereine zusammen mit jenen der Gewerbeförderungsanstalt in einem von der Kärntner Sparkasse erbauten Gebäude untergebracht, wobei jeder der drei Anstalten ein Stockwerk gehört. So ähnlich dürfen wir uns die Entwicklung in Oberösterreich vorstellen, wenn Spauns Plan gelungen wäre. Es ist hiebei freilich die Frage nicht zu unterlassen, ob schon damals ein Geschichtsverein im Lande lebensfähig gewesen wäre. So waren im Jahre 1837 in Wien zwölf „Freunde der vaterländischen Geschichte“ zusammengetreten; ihr Hauptziel, die Gründung eines Altertumsvereines, ließen sie indes wegen zu geringer Hoffnung auf Teilnahme immer wieder fallen; erst im Jahre 1853 verwirklichten sie ihren Plan und schufen den heutigen Verein für Geschichte der Stadt Wien; allerdings war die Kaiserstadt für Heimatkunde ein weniger günstiger Boden als die Länder. Ein eigener naturkundlicher Verein hätte damals in Linz noch weniger Aussicht gehabt. Ugarte, ein im Josefinischen Geiste erzogener Beamter, welcher von Ländern kam, wo Museen alten Stils bestanden, gab dem Wunsche Spauns die damals schon überlebte Richtung; er übersah, daß die Zeit eine andere geworden war; die technologische Abteilung, welche ihm besonders am Herzen lag, war schon überaltert, als sie geboren war, und hatte daher keinen Bestand. Keine andere Persönlichkeit Oberösterreichs verkörpert den Gedanken der Romantik so rein wie Spaun; dieses Merkmal weist auch seine Gründung auf; sie ist in ihrem geistesgeschichtlichen Kern ein Kind der Romantik, und zwar das erste solcher Art in Österreich und trägt daher äußerlich noch die alten Formen: Romantik im Kleide der Aufklärung!

Kurz und sein tüchtiger Schüler Jodok Stülz, der spätere Propst des Stiftes St. Florian, waren mit dem Ergebnis noch weniger zufrieden als Spaun<sup>140</sup>), der sich damit tröstete, daß Geschichte in den

<sup>140</sup>) W. Pailler, Jodok Stülz, Prälat von St. Florian (1876) S. 49.

Satzungen, als an erster Stelle stehend, besonders berücksichtigt war. Es wäre müßig, sich hierüber den Kopf zu zerbrechen, welcher Weg für das Geistesleben des Landes günstiger war; jener Ugartes hat das eine voraus, daß er zwar nicht einen vollen, aber doch dauernden Erfolg nachweisen kann, indem das nicht mehr Lebenskräftige von selbst abstarb, das Entwicklungsfähige indes ein volles Jahrhundert überdauert hat und eben rüstig in das zweite eintritt. Freuen wir uns darüber und lassen wir den Gedanken fahren, ob nicht doch der ursprüngliche Plan Spauns für die Wissenschaft fruchtbringender geworden wäre!

Die Vereinsbildung in Österreich erwächst aus den Drangsalen der Franzosenkriege; um deren Wunden zu heilen, bildeten sich größere Verbände, welche durch Geldsammlungen und Erträgnisse aus Veranstaltungen der Not steuern sollten. Da gingen vor allem die Frauen voran. So entstand im Jahre 1810 eine „Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen“ in Wien, welche nicht nur der augenblicklichen Not abhelfen, sondern auch für die Zukunft wirken sollte<sup>141</sup>). Zwei Jahre darauf ging sie daran, in Linz eine Zweigstelle zu schaffen, welche selbst wieder eine Anzahl solcher in Oberösterreich schuf. Bald nachher (1816) wurden für diese Frauenvereine behördliche Weisungen erlassen: sie durften sich in allen Städten und Märkten Österreichs bilden und wieder auflösen, aber alle Zweigstellen wurden verboten; jede mußte selbständig werden; ein schriftlicher Verkehr oder sonstige Verbindung zwischen ihnen wurde untersagt; Anstellungen und Besoldungen durften nicht stattfinden<sup>142</sup>).

Die Bedürfnisse großer Veranstaltungen für wohltätige Zwecke gaben den Anstoß, Musikvereine ins Leben zu rufen. Auf solche Weise entstand in Linz im Jahre 1821 die „Gesellschaft der Musikfreunde“, welche als „Musikverein“ noch heute besteht. Wenige Jahre vorher war in Wien eine solche Vereinigung geschaffen worden (1817), welche deshalb genannt zu werden verdient, als sie später die wertvolle, aus Musikinstrumenten bestehende Sammlung des bekannten Linzer Domkapellmeisters Franz Glöggel erwarb.

Im Jahre 1830 bildete sich in Linz aus Ärzten, Wundärzten und Apothekern ein „Medicinish-chirurgisch-pharmazeutischer Leseverein für Oberösterreich“, welcher sich höhere wissenschaftliche Ausbildung in den genannten Berufszweigen zum Ziele setzte; er besaß, wie er in einer Eingabe vom 9. April 1834 an unseren eben entstandenen Musealverein sagt, damals bereits eine Bücherei von

<sup>141</sup>) Österr. National-Encyklopädie 2 (1835) S. 342—344.

<sup>142</sup>) Landesarchiv, Präsidialakten der Statthalterei.

1200 Bänden, ein Herbarium, hielt über zwanzig Zeitschriften und wollte sich in einer eigenen Sektion ihm anschließen. Spaun und der ihm zunächst beigegebene provisorische Ausschuß hielten sich nicht befugt, hierüber zu verfügen und schoben die Angelegenheit auf<sup>143</sup>). Wir sehen daraus, daß schon damals eine Vereinigung in Linz vorhanden war, welche naturwissenschaftliche Ziele verfolgte und daher eine Keimzelle für ein solches Museum hätte werden können, zumal sie in ihren Satzungen derartige Sammlungen vorsah. Was noch wichtiger war, Linz besaß damals auch Persönlichkeiten, welche für Oberösterreich auf dem Gebiete der Naturkunde das hätten werden können, was Spaun für die Landesgeschichte wollte. Es ist dies der Botaniker Johann Duftschmid, der wie früher sein Vater, der bekannte Entomologe, in der Landeshauptstadt als Arzt wirkte; er war auch Mitglied des Musealvereines, welcher seine treffliche Flora des Landes herausgab und sein reiches Herbarium erwarb. Als Botaniker verdienen noch Josef Mor und Franz Sailer Erwähnung. Der gleich dem Braunauer Apotheker Georg Liegel um die Obstbaukunde verdiente Schmidberger (St. Florian) wurde bereits genannt. Ein eigener Verein für Naturkunde entstand in Linz erst 1869, welcher jedoch nach mehr als fünfzigjährigem Bestande wieder einging (1922).

Nach der Gesellschaft der Musikfreunde ist unser Verein der älteste im Lande. Seiner Errichtung standen an sich keine behördlichen Weisungen entgegen, ja das Sammeln war gerne gesehen, doch wurde damals, nach der Julirevolution in Frankreich (1830), die Zensur noch schärfer gehandhabt. Während die bayerischen Geschichtsvereine für ihre Veröffentlichungen von vorneherein volle Zensurfreiheit genossen, war es in Linz nötig, das in den Innsbrucker Satzungen geduldete Wort „Zeitschrift“ zu umgehen, um das beabsichtigte Ziel zu erreichen, eine fortlaufende Schriftenreihe für die Landeskunde zu schaffen. Das war noch harmlos. Viel übler erging es unserem Landsmann Johann Kaltenbäck, als er kurz darauf (1836) in Wien die „Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde“ ins Leben rief; da hatte er unsägliche Schwierigkeiten mit der Zensur<sup>144</sup>). Welcher Druck damals in Österreich herrschte, zeigt sich an dem Verbote der geplanten Goethe-Gesellschaft in Wien (1834). Die unglückselige Absperrung vom deutschen Geistesleben war indes ein alter Grundsatz. Den österreichischen Gelehrten war jede Verbindung mit dem Auslande untersagt; nicht einmal an den Monumenta Germaniae durften sie als Bearbeiter un-

<sup>143</sup>) Landesarchiv, Akten des Musealvereines A I 22; A. Kiförlein, Kurzgefaßte Geschichte der Heilanstalten und des Medicinalwesens in Linz, 15. Bericht des Museums (1855) S. 29.

<sup>144</sup>) Österreichisch-Ungarische Revue N. F. 3 (1887) S. 215.

serer einheimischen Geschichtsquellen sich beteiligen. Noch im Jahre 1853, als das Museum dem eben gebildeten Gesamtvereine der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beitreten wollte, bedurfte es hiezu einer Genehmigung des Ministeriums des Innern, welche erst im Einvernehmen mit dem Ministerium des Äußern und des Unterrichts und nach gepflogener Rücksprache mit der obersten Polizeibehörde erfolgte<sup>145</sup>). Ausländer hingegen durften nach einer kaiserlichen Verordnung vom 2. Februar 1834 nur in jenen Fällen in österreichische Vereine aufgenommen werden, wenn der Landeschef, wo die Gesellschaft bestand, es zuließ. Das Mißtrauen war nicht nur gegen die Wissenschaft, sondern gegen Alles gerichtet; noch im Jahre 1840 wurde bei der Post in Linz eine eigene „Loge“ geschaffen, welche die Aufgabe hatte, die Briefe verdächtigter Personen heimlich zu öffnen, sie abzuschreiben und deren Inhalt nach Wien bekanntzugeben<sup>146</sup>).

Nicht nur die Absicht, die Landeskunde zu fördern, war ein Anstoß zur Gründung eines Museums in Linz, sondern auch der Wunsch, den Fremdenverkehr zu heben, spielte hiebei eine Rolle. Die Landeshauptstadt zählte damals gegen 24.000 Einwohner und war eben im Begriffe, einen verheißungsvollen Aufschwung zu nehmen; an einem wichtigen Vereinigungspunkt der gerade vollendeten Pferdeisenbahn nach Budweis und der eben beginnenden Dampfschiffahrt auf der Donau gelegen, hatte es alle Hoffnung, eine größere Bedeutung zu erlangen; es war ja damals der Donauweg die bequemste Zufahrt in das sich steigenden Besuches erfreuende Salzkammergut. In einem Vortrage an die Stände vom Jahre 1843 sagt Spaun ausdrücklich, daß die günstige Lage und die reizende Umgebung von Linz Tausende von gebildeten Reisenden namentlich aus den deutschen Bundesstaaten anziehen; eben deshalb, fährt er fort, „war der gänzliche Abgang einer solchen Anstalt höchst empfindlich“<sup>147</sup>).

Sofort als die kaiserliche Genehmigung eintraf, geschahen die vorbereitenden Schritte, den Verein zu errichten. Am 10. Februar 1834, am Jahrestage, als der erste Schritt erfolgte, erließ Ugarte eine Kundmachung, worin er die Bevölkerung zur Teilnahme aufrief und sie aufforderte, die Anmeldungen entweder an die Vereinskanzlei oder an die Kreisämter, Distriktskommissariate oder Ortsobrigkeiten zu richten; ausdrücklich bemerkte er hiebei im Sinne Spauns, es sei nicht die Absicht des Vereins, bestehende Sammlungen an sich zu

<sup>145</sup>) Landesarchiv, Präsidialakten der Statthalterei.

<sup>146</sup>) Histor. Blätter 1 (Wien, 1921) S. 496 f., 502.

<sup>147</sup>) Landesarchiv, Landschaftsakten D XIII 55/15.

ziehen<sup>148)</sup>. Über 800 Personen folgten dem an sie ergangenen Rufe, darunter bei 150 aus dem Lande Salzburg. Die erste allgemeine Versammlung fand am 14. Juli 1834 im Redoutensaal statt.

Kaum war der Verein ins Leben getreten, erkrankte Spaun schwer an seinem alten Herzleiden, so daß man sein Ableben befürchtete; es befielen ihn Krämpfe, die ihm Sprache und Bewegung raubten; er war außerdem stark nervenleidend. Noch am 8. Dezember 1835 klagt er Chmel, er könne leider nicht mehr tun, als sich über den günstigen Fortgang freuen und „von Zeit zu Zeit einen passenden Gedanken in die große Geschäftsmühle werfen“.

Da war es nun ein Glück, daß ihm ein Mann an der Seite stand, der neben ihm den größten Anteil an dem Entstehen unserer Anstalt nahm; es war dies der St. Florianer Chorherr Josef Gaisberger. Dieser war ein gebürtiger Innviertler und stammte aus Maria-Brunnenthal, wo er am 6. Jänner 1792 das Licht der Welt erblickte; er besuchte das Gymnasium in Linz und trat 1811 in das Stift St. Florian ein. Schon seit Aufhebung des Jesuitenordens stellte dieses Professoren an das hiesige Lyzeum und später noch an das damit verbundene Gymnasium. Das war für unsere werdende Anstalt von wesentlicher Bedeutung, da sie so eine wertvolle Kraft an Gaisberger gewann, welcher von 1818 bis 1856 hier als Professor wirkte, wo er eben damals Weltgeschichte vortrug. Mit Kurz und Spaun gehörte er bereits dem ersten Verwaltungsausschusse an.

Noch vor seiner Erkrankung hatte letzterer bei den Ständen erreicht, daß sie für die einlaufenden Sammelgegenstände sechs Zimmer im zweiten Stockwerke des damaligen Beamtenwohnhauses, des heutigen Gebäudes des Landesarchivs, zur Verfügung stellten. Einen Teil der eben im Wiedererstehen begriffenen Bibliothek des Landhauses und eine Anzahl der aus Schlüsselberg gekommenen Bücherei Hohenecks übergaben sie ebenfalls dorthin und widmeten außerdem für die laufende Fortführung jährlich zweihundert Gulden<sup>149)</sup>. Die Menge der einlaufenden Gegenstände wuchs so an, daß sie bald nachher auch Räume im ersten Stock erhielten. Es ist bewundernswert, was da alles in wenigen Jahren zusammen strömte; das Antlitz des Museums wurde schon damals geformt und hat in den ersten Jahren seines Bestehens wesentliche Züge erhalten: man denke da bloß an die wertvolle Sammlung von gotischen Schnitzwerken, noch heute die größte ihrer Art in Österreich, welche in den Anfängen auf ein Angebinde des Stiftes St. Florian zurückgeht<sup>150)</sup>; gerade sie weist hin auf den Geist und das Zusammen-

<sup>148)</sup> Im Wortlaute Österr. Bürgerblatt 16 Nr. 16 u. erster Bericht des Museums S. 16.

<sup>149)</sup> Stauber, Ephemeriden S. 377 f.

<sup>150)</sup> Erster Bericht des Museums S. 41 f.

wirken, welchem das Museum sein Entstehen verdankt. Neben solchen Vorbildern müssen wir freilich auch manche Schwächen in Kauf nehmen: die Masse der Einläufe war zum Teil auf Mangel an Auswahl begründet; in den meisten Fällen waren es eben Schenkungen. Die in den Satzungen geforderte Beschränkung auf Oberösterreich blieb mehr oder weniger dem Zufall überlassen und wurde bloß in wenigen Abteilungen durchgeführt; gerade sie sind uns heute die wertvollsten: die eine eben genannte trägt die Züge unseres Stifters Spaun, die andere, aus Altertumsfunden bestehende, jene Gaisbergers. Schon damals bemerkt eine beachtenswerte Stimme bei Besprechung der beiden ersten Jahresberichte: „Im Ganzen nun zeigt sich unter allen Sammlungen wohl Mehreres, was streng genommen in ein vaterländisches Museum nicht gehört, und was wohl am besten ausgeschieden und gegen rein Vaterländisches vertauscht werden sollte, da ohnehin mit der Zeit der Raum zu klein seyn dürfte. — Bei derlei Sammlungen ist unstreitig das Interessanteste und Charakteristisch-Belehrende, wenn nur das aufgenommen wird, was das Land selbst lieferte oder dasselbe betrifft“; sie tritt ferner dafür ein, daß die Stände das sich bildende „Landesmuseum“ als ihre eigene Anstalt übernehmen sollten<sup>151)</sup>.

Das wäre um so naheliegender gewesen, als sie nicht nur die Räumlichkeiten beistellten, sondern auch bei der Gründung die Patenstelle versahen; man kann sagen, das Museum wurde im Landhause geboren. Spaun war ja dort als Verordneter tätig und hat zuerst unter seinen Ständegenossen geworben. Die erste Vereinskanzlei befand sich ebenfalls im Landhause; die Sitzungen des Ausschusses fanden im kleinen, die Vollversammlungen im großen ständischen Ratsaale statt. Der Geschäftsgang war nach amtlichen Richtlinien aufgebaut; Spaun sagt in einem Brief an Chmel, er sei nach dem ständischen der langsamste, den er kenne. Der Verkehr mit den auswärtigen Mitgliedern erfolgte durch die Kreisämter, welche die Aufnahmeurkunden austeilten und die Geldbeiträge einhoben.

Schon vom Anfange an war Spaun bestrebt, für seinen Verein einen Protektor zu erhalten; es erfüllte ihn mit ernster Sorge, daß Ugarte, welcher Schutzherr der Gesellschaft der Musikfreunde war, auf dieselbe Würde beim Museum rechne, weil dieser sehr unbeliebt war, so daß unser Stifter befürchtete, der „Starrsinn, Dünkel und Despotismus“ des „steifen“ Landeschefs könne alles verderben; höhnisch belege man den Verein bereits mit dem Namen: Ugartianum. Der Wunsch Spauns, einen Erzherzog hiefür zu gewinnen, bereitete sich vor, als Ugarte am 29. November 1834 nach Brünn

<sup>151)</sup> Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde 2 (1836) S. 336, 338, 344.

berufen wurde; als kurz darauf ersterer wieder an Chmel über die Vorgänge im Vereine berichtete, rühmte er an dem Präses des Ausschusses Grafen Johann Ungnad Weissenwolff dessen lebhaftige Teilnahme und fügte hinzu, daß es mit dieser auch dem scheidenden Ugarte Ernst war, dessen letztes Wort an ihn war: „Lassen Sie das Museum nicht fallen, und geben Sie mir manchmal Nachrichten darüber!“ Am 27. März 1837 wandte sich der Verein an den Erzherzog Franz Karl, den Vater des späteren Kaisers Franz Josef, mit der Bitte, die Schutzherrschaft zu übernehmen und wies darauf hin, daß der Erfolg die Erwartungen der Begründer übertroffen hätte. Am 28. Jänner 1839 nahm dieser mit Zustimmung des Kaisers Franz an; seither führten der Verein und das von ihm errichtete Museum den Namen Francisco - Carolinum<sup>152)</sup>, welcher bis zum Umsturze im Gebrauche war; die seit 1920 gewählte Bezeichnung „Oberösterreichischer Musealverein“ stammt ebenfalls aus der Anfangszeit, da sie schon damals statt des umständlichen Gründungstitels öfter verwendet wurde. Franz Karl hat den Verein durch hohe Geldspenden wirksam gefördert.

In Salzburg zeigte sich für die Linzer Gründung rege Teilnahme. So trat Abt Albert Nagnzaun von St. Peter mit vierzehn Mitbrüdern bei und bemerkte hiezu, er hätte ein Museum hauptsächlich für die Bedürfnisse der Gymnasialjugend anlegen lassen und vor einem Jahre eröffnet. Gleich zu Beginn gehörte auch der dortige Steueramtskontrollor Vinzenz Süß aus Weissenbach am Attersee unserem Vereine als Mitglied an; er begann im Jahre 1834 das städtische Zeughaus zu ordnen und legte damit den Grund zum Salzburger Museum, dessen Entstehen sein Werk ist; das ist ihm um so höher anzurechnen, als er ein Mann eigener Kraft war, indem er keine höhere Bildung genossen hatte. Sein Beginnen beruhte nur auf seiner Person, da ein Verein hiefür in dem damals zu Oberösterreich gehörigen Salzburg ausgeschlossen gewesen wäre. Spaun betrachtete dies als einen „Eingriff in die Rechte, welche einem Landesmuseum aus dem Gesetze zustehen“<sup>153)</sup>; er hätte sich höchstens dazu verstehen können, dort eine historische Sektion des Linzer Museums zu errichten; für Naturkunde wäre ohnedies durch das Museum des Klosters St. Peter vorgesorgt. Dagegen sprach sich der Salzburger Magistrat aus, der sich zwar bereit erklärte, seine Sammlungen einem bodenständigen Verein anzuvertrauen, aber nicht einer auswärtigen Museumsverwaltung. Süß stand anfangs ganz allein und niemand kümmerte sich um ihn und seine Tätigkeit; bald jedoch wurde es anders; wie er selbst aus dem Linzer Verein aus-

<sup>152)</sup> Dritter Bericht des Museums (1839) S. 97—100.

<sup>153)</sup> Landesarchiv, Akten des Musealvereins A I 1—57.

trat, taten es bald viele andere; die Mitgliederzahl sank in den Jahren 1834 bis 1840 von 807 auf 595, worunter hauptsächlich der Ausfall aus Salzburg mitzählt. Der Versuch, eine größere Sammlung römischer Fundgegenstände dorthier zu erwerben, scheiterte<sup>154</sup>). Am 26. Juni 1848 erhielt der Salzburger Magistrat die kaiserliche Bewilligung zur Gründung eines eigenen Vereines mit dem Namen „Vaterländisches Museum der Stadt Salzburg“, der jedoch nicht gedieh. Zwei Jahre später übernahm die Witwe des Kaisers Franz, Karoline Auguste, die Stelle einer Schutzfrau für das Museum. Süß leitete es nach wie vor allein; erst 1868, nach seinem Tode, trat die Stadt völlig in den Besitz seiner Schöpfung. So erhielt Salzburg ein Museum, das der Stadt gehört, in seinem Inhalte jedoch das ganze Land umfaßt; es ist dasselbe Verhältnis, das schon sein Name zum Ausdruck bringt, indem auch dieser nach römischem Brauche nicht nur für die Stadt, sondern auch für das ihr ursprünglich zustehende Landgebiet gilt. Die Gründung des Salzburger Museums geht in das Jahr 1834 zurück und steht daher mit unserem Verein in engstem Zusammenhange, ja man kann sagen, Spaun hat durch seine Tat, jedoch gegen seinen Willen, den Anstoß hiezu gegeben. Süß hätte es nicht vermocht, ein solches Werk in Salzburg zu schaffen, wenn nicht Linz vorangegangen wäre und die Gefahr gedroht hätte, daß Altertümer dem Stammlande entzogen werden. Wir sehen hieran deutlich, wie nachhaltig die Gründung unseres Museums auf den Denkmalschutz gewirkt hat; die Lösung, welche Süß erzwang, war viel natürlicher und für die Wissenschaft und Kunst dienlicher, als jene, welche Spaun wollte.

Schon nach dem ersten Jahre seines Bestehens legte der Verein seinen ersten Bericht in einer Auflage von tausend Stück vor; sie war bald vergriffen und wurde deshalb nachgedruckt. Im dritten findet sich bereits ein Anhang mit wissenschaftlichen Aufsätzen; dem vierten (1840) waren bereits „Beyträge zur Landeskunde“ beigegeben, welche den Hauptinhalt des Bandes bilden. Damit hat der Verein die Grundlage für ein fruchtbares Unternehmen gelegt, welches heute noch fortgesetzt wird und eben mit dem 85. Band als Festschrift zur Jahrhundertfeier erscheint. Die Aufnahme von wissenschaftlichen Abhandlungen geht auf einen Antrag von Gaisberger zurück und entspricht dem ersten Punkt der Satzungen.

Gleichzeitig begründete er das „Musealblatt“ („Zeitschrift für Geschichte, Kunst, Natur und Technologie Österreichs ob der Enns und Salzburgs“), welches im Juli 1839 zu erscheinen begann und das er anfangs selbst mit viel Umsicht und Sachkenntnis leitete; es verfolgte den Zweck, das Museum der Bevölkerung bekannt zu machen

<sup>154</sup>) Zweiter Bericht des Museums (1836) S. 16.

und eine lebendige Verbindung mit ihr herzustellen sowie das Verständnis für die Landeskunde zu wecken und zu fördern. Das Landespräsidium verlangte hierfür ein eigenes Ansuchen, da in den Satzungen nicht ausdrücklich von einer Zeitschrift gesprochen war. Das Musealblatt war eine Fortsetzung der bisherigen Vierteljahrsberichte im „Bürgerblatt“ und erschien monatlich einmal, später zweimal, dann gar dreimal als trennbare Beilage zur „Warte an der Donau“ wie auch selbständig; es enthielt kleinere Aufsätze sowie eine fortlaufende „Chronik“ des Museums, worin Gaisberger wie vorher im „Bürgerblatt“ die wichtigsten Erwerbungen erläuterte. Seit 1842 führte es den Titel „Zeitschrift des Museums Franciscocarolinum“; am Ende des Jahres 1844 ging diese jedoch ein, da der Verein die Kosten nicht aufbringen konnte, gleichzeitig zwei Veröffentlichungen herauszugeben; sie wurde daher mit den „Beiträgen zur Landeskunde“ verbunden.

Ein anderes Ehrenkenmal setzte sich Gaisberger mit seinem „Verzeichnis der im Museum Francisko-Carolinum vorhandenen Druckschriften“, welches im Jahre 1845 erschien; es ist wieder mit Liebe und Sorgfalt gearbeitet und bildet ein laut sprechendes Zeugnis für seine Tätigkeit als Bibliothekar. Sein Werk sollte zugleich als Vorbild für die übrigen Sammlungen dienen, für welche ebenfalls Veröffentlichungen solcher Übersichten geplant waren<sup>155</sup>). Das ist jedoch weder damals noch später geschehen. Es ist sehr schade, daß Gaisberger in seiner Wirksamkeit als Leiter der Bücherei keine sachkundigen Nachfolger fand; so entstanden in den Beständen wie in den Tauschschriften viele Lücken, welche sie stark entwerteten. Die jährliche Widmung der Stände hiefür verwendete der Verein später vielfach zu anderen Zwecken, ja selbst die Fortsetzungen der *Monumenta Germaniae* ließ er in den Achtzigerjahren auf. So haben die Bedenken jener, welche Spaun widersprachen, als er die Abgabe von Büchern aus der eben wieder erstehenden Bibliothek im Landhause in das erst geschaffene Museum durchsetzte, leider Recht behalten. Die Lösung unseres Stifters bot wohl einen augenblicklichen Vorteil, zumal die ständische Büchersammlung nicht allgemein benützlich war, sie unterband jedoch später eine gleichmäßige Fortsetzung.

Die größten Verdienste erwarb sich Gaisberger um die Altertumskunde des Landes, welche er auf eine feste Grundlage gestellt hat. Ursprünglich begnügte man sich mit den Angaben der römischen Schriftsteller; erst spät fing man an, die Bodenfunde ergänzend heranzuziehen. Diese ergaben sich zunächst bloß aus dem Zufall bei Erdarbeiten und wurden anfangs wenig beachtet und meist zer-

<sup>155</sup>) Achter Bericht des Museums (1845) S. 14.

streut oder der Heimat entfremdet; so gelangten die ältesten Funde aus Lorch und Wels nach Böhmen in das Auerspergische Schloß Wlaschin. Gerade hierin haben die ersten Landesmuseen grundlegend gewirkt, indem sie die Funde sammelten, ja auch zu planmäßigen Ausgrabungen anregten. Es gewährt einen eigenen Anreiz, zu sehen, wie sich da Gaisberger und das Linzer Museum gegenseitig befruchteten: die einlaufenden Funde regten ersteren an, sich mit ihnen wissenschaftlich zu beschäftigen und gerade hieraus erwuchs eine geordnete Sammelarbeit im Museum. Es ist ein Ausfluß seines bescheidenen Wesens, daß er in seinem Leben sich die Wege, die er ging, gerne von anderen vorzeichnen ließ; überall, wohin er sich gestellt sah, hat er tüchtige Leistungen vollbracht; das gilt von ihm nicht nur als Seelsorger und Lehrer, sondern auch als Forscher. Es ist daher sehr die Frage, ob er der Begründer der Altertumswissenschaft in Oberösterreich geworden wäre, wenn er nicht das Linzer Museum als Rückhalt gehabt hätte; hier hat er häufig die entscheidenden Anregungen empfangen. Auf der anderen Seite hat das Museum keine einzige Persönlichkeit aufzuweisen, die es so wie er verstand, die Sammelarbeit mit wissenschaftlicher Tätigkeit zu verbinden; gerade hiedurch hat er ihm bald Anerkennung in der gelehrten Welt verschafft. Das erste Feld seines Wirkens hierin waren die Ausgrabungen in Schlögen, welche durch einen Münzfund des Jahres 1837 veranlaßt wurden; dort hatte sich unter der Bewohnerschaft ein eigener Verein hiefür gebildet. In den Schriften des Museums hat Gaisberger seine ersten Veröffentlichungen über die Altertumskunde niedergelegt; das gilt nicht nur für Schlögen, sondern auch für Linz, Lorch und die römischen Gräber bei Wels und andere Funde und Inschriften.

Ihm verdankt es unsere Anstalt, daß bei ihr das erste Werk über die berühmten Gräber in Hallstatt erschien, welche im Jahre 1846 entdeckt wurden; die aus nahezu zweitausend Bestattungen stammenden Funde, vornehmlich Bronzegefäße venetischer Herkunft, wurden leider zerstreut; unsere Linzer Anstalt konnte später bloß einen Teil durch eigene Ausgrabungen erwerben, der Hauptbestand befindet sich in Wien, wo er einen Stolz des Naturwissenschaftlichen Museums bildet. Was hätte daraus werden können, wenn diese Funde von unerhörtem Reichtum nicht zerstreut und geplündert, sondern in Hallstatt als Staatseigentum vereinigt geblieben wären! Ihre Bedeutung zeigt sich schon darin, daß sie einem europäischen Kulturkreis den Namen gegeben haben. Knapp vor dieser Entdeckung hatte dort der bekannte Dachstein-Forscher Friedrich Simony ein Museum gegründet (1845), das wieder einging<sup>156</sup>); es war das

<sup>156</sup>) F. Morton, Neues zur Geschichte des Hallstätter Museums, Linzer Volksblatt, Jahrg. 1933 Nr. 90.

zweite im Lande; erst viel später (1884) erstand es aufs neue. Die mit Abbildungen ausgestattete Schrift Gaisbergers über die Gräber in Hallstatt, welche er den Kelten zuwies, hat das wissenschaftliche Ansehen des Linzer Museums mächtig gehoben. Dieses wurde in Oberösterreich der Mittelpunkt der Altertumsforschung; am 13. März 1841 erließ der Landeschef einen Erlaß an die Kreishauptleute, unsere Anstalt von solchen Funden in Kenntnis zu setzen und sie dorthin abzuliefern.

In derselben ersten Lieferung der Beiträge zur Landeskunde, in welcher Gaisberger seine wissenschaftliche Tätigkeit in der Altertumskunde begann, ist der bedeutsame Vortrag von Jodok Stülz enthalten, mit welchem der Verein die Herausgabe des „Urkundenbuches des Landes ob der Enns“ einleitete. Die Anregung hiezu geht auf Chmel zurück, der damit einen Gedanken aussprach, welcher schon in ähnlicher Form kurz vorschwebte; es ist das Unternehmen, für welches er einen Geschichtsverein ins Leben rufen wollte. Chmel war seit 1834 zweiter Archivar des Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien geworden; er nahm von dort aus zwar sein Vorhaben nicht selbst in die Hand, hat es aber doch mächtig gefördert. So trat an seine Stelle Jodok Stülz, welcher sich als Herausgeber des Urkundenbuches unvergängliche Verdienste um die Wissenschaft und den Verein erworben hat. Dieser hielt schon bei seinem Entstehen ein solches Werk als „eine der bedeutendsten, ja die wichtigste Aufgabe“ seines Wirkens; er bildete hiefür eine eigene Sektion des geschichtlichen Faches. Stülz erklärte in dem von ihm verfaßten Entwurf die Pflege der Landeskunde als Zweck des Museums und meinte, die Natur bleibe immer dieselbe und biete in jedem Jahre ihre Schätze dar, aber jene der Geschichte seien dem Untergange ausgesetzt; sie bedürfen daher besonderen Schutzes, da mit jedem Jahre Verluste einträten, die unersetzbar seien<sup>157</sup>). Spaun war nach Kräften bedacht, die Mittel hiefür bereitzustellen. Die Stände gewährten eine jährliche Beihilfe von fünfhundert Gulden für den „Diplomatarfond“ und trugen so fortlaufend die Kosten für die Vorarbeiten. Im Jahre 1852 erschien der erste Band; bis jetzt liegen neun Bände vor, die ältesten Urkunden für die Landesgeschichte (748—1380) im Wortlaute enthaltend; die ersten fünf besorgte noch Stülz. Bei allen trug die kaiserliche Privatkasse die Hälfte der Druckkosten. Namentlich die ersten Bände genügen freilich unseren Anforderungen nicht mehr und bedürfen dringend einer Neuauflage, welche nicht nur den Inhalt, sondern auch die äußeren Merkmale der Urstücke berücksichtigen müßte. Für die damalige Zeit beansprucht indes das Ur-

<sup>157</sup>) Zweiter Bericht des Museums S. 11 u. 67.



Dauthage  
854

Gairbenzen



kundenbuch des Landes ob der Enns eine hervorragende Stelle. Die Leistung von Stülz ist um so mehr anzuerkennen, als die anderen Länder damals wohl auch solche Aufgaben sich vornahmen, aber nicht imstande waren, sie auszuführen. Nur Mähren bildet da eine rühmliche Ausnahme. Später haben freilich Steiermark, Krain und namentlich Kärnten, Salzburg und Böhmen das Versäumte nachgeholt und haben zwar für das frühere Mittelalter zum Teil muster-gültige Werke geschaffen, die späteren Jahrhunderte sind indes bei ihnen nicht mehr berücksichtigt. Niederösterreich ist noch heute ohne Urkundenbuch; um so höher steht an Wert das unsrige, als es allein eine feste Grundlage für die Geschichte unseres Stamm-landes bildet. Nach dem Plane Spauns sollte der Verein eine „voll-ständige“ Landesgeschichte vorbereiten; diesem Zwecke diente vornehmlich das Urkundenbuch. Die Vorarbeiten hiefür haben ein anderes verdientes Mitglied unseres Vereines, den Florianer Chorherren und Lyzealprofessor Franz Pritz, ermutigt, seine noch heute unentbehrliche „Geschichte des Landes ob der Enns“ zu verfassen, welche in zwei Bänden in den Jahren 1846 und 1847 erschienen ist<sup>158</sup>). Fürwahr, das Urkundenbuch bildet ein Ehrendenkmal für unseren Verein und ist ein laut rufender Zeuge für die strenge Wissenschaftlichkeit, welche ihm in den Anfangsjahren ein sicherer Leitstern war: Stülz knüpft hierin an das Wirken Gaisbergers für die Altertumskunde an und setzt es für das Mittelalter würdig fort.

Die Wurzeln beider gehen auf Kurz zurück, der schon das Altertum gepflegt (Lorch) und um dessen Inschriften sich bekümmert hat. An ihn reiht sich der Admonter Benediktiner Albert Muchar, der Verfasser des „Römischen Noricums“, an, welches zu Graz in zwei Teilen in den Jahren 1825 und 1826 erschien; es geht in seiner Anlage auf eine Anregung von Kurz zurück<sup>159</sup>). Um wieviel mehr dürfen wir bei Gaisberger einen solchen Einfluß annehmen. Von Stülz wissen wir es bestimmt. Kurz war noch nicht imstande, einen Geschichtsverein zu gründen, aber er hat die Kräfte herangebildet, welche sein Vorhaben verwirklichten; hiezu gehört auch Spaun, dessen glühende Begeisterung den Funken entzündet hat. Wir verehren in ihm den Gründer und in ersterem unseren geistigen Urheber; Gaisberger und Stülz hauchten dem jungen Sprößling den wissenschaftlichen Geist ihres Meisters ein. Dieser konnte selbst nicht mehr mitwirken. In einem Schreiben vom 16. März 1834 teilte er Hormayr mit, die Landstände in Linz hätten nach dem Beispiele der benachbarten Länder ein Museum errichtet, das, so klein es ausfallen mag, doch für die Landesgeschichte einen Nutzen verspreche

<sup>158</sup>) Neunter Bericht des Museums (1847) S. 10.

<sup>159</sup>) Mühlbacher, Leistungen S. 245 f.

und manches Dokument vor dem Untergange errette. In der historischen Sektion sei er zum Ausschuß ernannt und „werde mit der größten Bereitwilligkeit das Gute zu befördern“ trachten<sup>160</sup>). Es kam anders; schon nach einem Jahre trat er zurück<sup>161</sup>). Seine Kräfte waren vollständig erschöpft, er war arbeitsunfähig und sehr gebrechlich geworden<sup>162</sup>); am 12. April 1843 ist er gestorben. Sein getreuer Stütz hat ihm in den Schriften unseres Vereins einen dankbaren Nachruf gewidmet<sup>163</sup>). Im Ausschusse trat an die Stelle von Kurz sein als Naturforscher schon genannter Mitbruder Josef Schmidberger

Das Entstehen des Vereines war an die Bedingung geknüpft, vom Staate keine geldliche Beihilfe zu beanspruchen. Um nun doch eine solche in anderer Form zu erhalten, wandte er sich im November 1836 an die Landesstelle mit der Bitte, den Verlag des Provinzial-Schematismus zu bekommen, wie dies in Böhmen zum Vorteil der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften geschehe, welche hievon nicht unbedeutende Einnahmen erziele. Ein Jahr später genehmigte eine kaiserliche EntschlieÙung das Ansuchen. So gab denn das Museum den „Schematismus von Österreich ob der Enns und Salzburg für das Jahr 1839“ zum erstenmal heraus, wobei es ein Verzeichnis seiner Mitglieder hinzufügte. Seit dem Jahre 1844 hieß er „Provinzial-Handbuch“, welches aber von 1849 bis 1855 die Folgen der Volksbewegung unterbrachen; die letzten Bände erschienen 1855 und 1858. Der Gewinn ging indes immer mehr zurück, zumal außer den Behörden die wenigen Bezieher sich auch noch verringerten, als seit 1855 der Hauskalender „Der Oberösterreicher“ zur Ausgabe gelangte.

Nach dem Willen Ugartes war die Technologie als eines der vier Hauptfächer in den Aufgabenkreis des Museums aufgenommen worden; mit einer Gewerbeausstellung begann es seine Tätigkeit. Als nun der innerösterreichische Industrie- und Gewerbeverein in Steyr und Linz eigene „Mandariate“ errichtete, fand Spaun den Zeitpunkt gekommen, die ohnehin recht wenig gepflegte Technologie „einstweilen“ auszuscheiden und deren Sammlungen mit Vorbehalt des Eigentums der neuen Linzer Fachstelle zu übergeben. In der Vollversammlung vom 21. November 1842 stellte er die beiden angeführten Anträge, welche einhellige Annahme fanden<sup>164</sup>). In natürlicher Folge hätte hieraus wie in anderen Ländern in Linz

<sup>160</sup>) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte 34 (1845) S. 76 f.

<sup>161</sup>) Zweiter Bericht des Museums S. 6.

<sup>162</sup>) Mühlbacher, Leistungen S. 250; Eine Biedermeierreise, Albin Bukowskys Tagebuch vom Jahre 1835, hg. von V. O. Ludwig (1916) S. 19.

<sup>163</sup>) Zeitschrift des Museums, Jahrg. 1843 Nr. 15.

<sup>164</sup>) Siebenter Bericht des Museums (1843) S. IV f.

ein Gewerbemuseum oder eine Gewerbehalle entstehen können. Das war jedoch leider nicht der Fall; der oberösterreichische Gewerbeverein verwahrte zwar die ihm anvertrauten Sammlungen lange Zeit und vermehrte sie<sup>165</sup>), besitzt jedoch heute von ihnen nichts mehr. Sein Aufkommen wirkte sich nicht nur in den Sammlungen des Museums aus, sondern machte sich auch in der sinkenden Zahl der Mitglieder fühlbar. Der neunte Bericht (1847) mit seinen wertvollen Aufschlüssen über die ersten Leistungen des Vereins ist aus dem Bedürfnisse entstanden, der eingerissenen Entmutigung entgegenzutreten. Eine noch größere Einbuße brachten die Wirkungen des Jahres 1848 und das damit verbundene Ableben Spauns; damals war seine Gründung auf vierhundert Mitglieder herabgesunken.

Unser Stifter hatte im Jahre 1839 die Stelle eines ständischen Syndikus erhalten, welche schon sein Vater bekleidet hatte, und war deshalb aus dem Staatsdienste getreten. Seine Hoffnung, damit einen ruhigeren und für seine schwächliche Gesundheit zuträglicheren Wirkungskreis zu erhalten, traf bloß für wenige Jahre zu. Seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen offenbarte er auch da, indem er mit dem ihm eigenen Feuereifer dafür eintrat, daß sein Freund Moritz Schwind den großen ständischen Ratssaal mit Fresken aus der Landesgeschichte ausschmücke. Leider erreichte er nicht sein Ziel; die darauf folgenden Stürme des Jahres 1848 machten nicht nur seinen Plan vollends zunichte, sondern fällten auch ihn, den beredten Verkünder und edelgesinnten Mann. Sein schwaches Herz war den Aufregungen, welche die bewegten Sitzungen des Landtages auslösten, nicht gewachsen; am 26. Juni 1849 ist er in Kremsmünster, wo er im schönen Hause der Witwe seines Bruders Max (Ortschaft Kirchberg Nr. 45) Erholung suchte, gestorben. Bei der Leichenfeier sprach Statthalter Alois Fischer die Worte: „Wir begraben heute den ersten Mann Oberösterreichs!“ Im lieblichen Friedhofe vor den Toren des Klosters und im Angesichte einer prächtigen Gebirgslandschaft liegt unser Gründer bestattet. Der Musealverein ließ ihm einen Denkstein setzen, hielt ihm aber leider in seinen Schriften keinen Nachruf; er nennt ihn da bloß den „moralischen Urheber dieses Instituts“<sup>166</sup>). Innige Worte des Gedenkens widmete ihm sein seelenverwandter Freund Adalbert Stifter<sup>167</sup>), der ihm manche Anregung verdankt (Witiko); war ersterer ein warmer Verehrer des Pacher Altares zu St. Wolfgang, so hat letzterer in den Schriften unseres Vereines, dem er lange als Mitglied des Ausschusses angehörte, zuerst auf den hohen Kunst-

<sup>165</sup>) W. Weckbecker, Handbuch der Kunstpflege in Österreich, 3. Aufl. (1902) S. 348.

<sup>166</sup>) Eilfter Bericht des Museums (1850) S. 5.

<sup>167</sup>) Beilage zur (Augsburger) Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1849 Nr. 311.

wert des Kefermarkter Altars hingewiesen. Wenige Jahre vor seinem Ableben hat Spaun die treibenden Kräfte seines Geistes in seinen „Gedanken über Geschichte, Kunst und eine vaterländische historische Malerschule“ zusammengefaßt<sup>168)</sup>; aus diesem Erdreich ist unser Verein und das von ihm geschaffene Museum erwachsen; beide sind sein Werk. In der handschriftlichen Beilage zu seinem Wahlauftruf hebt er selbst seinen Anteil hieran mit den kurzen, wahrheitsgetreuen Worten hervor: „Ich brachte im Jahre 1833 die Errichtung eines vaterländischen Museum (!) in Anregung, entwarf den Plan, die Statuten, und habe mit unglaublichen, feindseligen Gegenbestrebungen kämpfend, dasselbe durch Opfer und Beharrlichkeit begründet, und auf einen Standpunkt gebracht, daß es gewiß immer der Provinz zur Ehre gereichen wird.“

Sein Freund Chmel hatte die Absicht, einen „Beitrag zur Geschichte des Landes ob der Enns im neunzehnten Jahrhundert“ zu schreiben, wo er dem Verstorbenen ein Denkmal setzen wollte<sup>169)</sup>; leider ist er, der Vielbeschäftigte, nicht mehr dazugekommen. Beide verband die Begeisterung für die Geschichte; gerade sie war bei Spaun der Ansporn zur Gründung unseres Vereins und sie vor allem verlieh ihm die Kraft, alle entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Die Schwäche beider lag jedoch in einem Mangel kritischen Sinns. Da war es nun ein Glück, daß die wissenschaftlichen Unternehmungen des Vereins zwei Männer in die Hand nahmen, welche sie als Forscher bei weitem überragten: Gaisberger und Stülz. Sie beide begründeten den hohen wissenschaftlichen Ruf des Vereins, der eine in der Altertumskunde und als Schriftleiter der Veröffentlichungen, der andere für das Mittelalter durch das Urkundenbuch. Ihre Verdienste ehrte die junge Akademie der Wissenschaften in Wien, indem sie Chmel und Stülz zu wirklichen, Gaisberger und Spaun zu korrespondierenden Mitgliedern ernannte.

Das Ableben Spauns war nicht der einzige Schlag, der den Verein traf; schon vorher, im Juni 1847, hatte Gaisberger nach dreizehnjähriger Tätigkeit seine Ausschuß- und Bibliothekarstelle niedergelegt. Eine schwere Krankheit hatte seine Gesundheit erschüttert, so daß er sich Schonung auferlegen mußte; später nahm er zwar wieder beratend an den Sitzungen teil<sup>170)</sup>, doch blieb er nicht mehr lange in Linz, da er im Jahre 1856 in den Ruhestand trat und in sein Stift zurückkehrte. Dort hat er, obwohl schon in den Sechzigerjahren stehend, begonnen, sich mit der reichhaltigen Münzsammlung zu beschäftigen und hat auch da Hervorragendes geleistet; er hat sie geordnet und verzeichnet. Nebenbei las er wie vordem Karl

<sup>168)</sup> Oberösterr. Jahrbuch für Literatur und Landeskunde 2 (1845) S. 212—242.

<sup>169)</sup> Brief Chmels vom 11. Mai 1852 im Landesarchiv.

<sup>170)</sup> Zehnter (1848) u. zwölfter (1852) Bericht des Museums S. 5.

Klein mit den Jungherrn griechische und römische Klassiker und führte sie in den Geist des Altertums ein, der seine Seele ergriffen hatte. Am 5. September 1871 ist er gestorben. Sein Mitbruder Michael Gitlbauer, der spätere Wiener Universitätsprofessor, hat ihm, dem edlen, gütigen Menschen und tüchtigen Forscher, in unseren Berichten Worte dankbarer Erinnerung gewidmet; er zählt ihn mit Recht zu den Hauptbegründern des Museums und nennt ihn die Seele des Vereins<sup>171</sup>). Die Begeisterung und Heimatliebe Spauns haben beide Gründungen geschaffen; die ruhige und zielbewußte Tätigkeit Gaisbergers hat indes erst einen festen und dauernden Unterbau gelegt. Es ist fraglich, ob dies der vielstrebige, mehr dem Gefühle als dem Verstande folgende Geist Spauns vermocht hätte; zumindest gab Gaisberger der neuen Schöpfung einen streng wissenschaftlichen Gehalt.

---

## VI.

### Der Weg zum oberösterreichischen Landesmuseum.

Es ist nicht mehr unsere Aufgabe, die folgenden Wandlungen darzustellen. Es seien da bloß in kurzen Strichen jene Veränderungen herausgegriffen, welche zur Trennung zwischen Verein und Museum führten und sie zu jenen Gebilden formten, die sie heute sind.

Es war noch ein Glück, daß die Gründung vor den Ereignissen des Jahres 1848 erfolgte; gerade sie erwiesen ihr Bedürfnis; ihre Folgen hätten für die nächsten Jahrzehnte eine ähnliche Schöpfung noch schwieriger entstehen lassen als vordem. Adel und Klöster waren durch Aufhebung des Untertanenverbandes in ihrem Lebensnerv getroffen und konnten nicht mehr wie früher Kunst und Wissenschaft fördern. Die öffentliche Verwaltung erkannte solches noch nicht als ihre Aufgabe. Es beginnt eine Zeit, welche unermeßliche Verluste an unserem Kulturgut gebracht hat. Der Musealverein trat da, so klein er noch war, in eine empfindliche Lücke. Seine schwachen Kräfte konnten natürlich in keiner Weise den Ausfall ersetzen oder die Verwüstungen verhindern, ja er war selbst durch den eingetretenen Umschwung in arge Mitleidenschaft gezogen. Die Mitgliederzahl fiel in den Fünfziger- auf 300 und Mitte der Siebzigerjahre gar auf 250 herab und erreichte erst spät (1889) wieder 400.

Dem Zuge der Zeit folgend galt jetzt wieder wie in den Tagen der Aufklärung die Hauptsorge den Naturwissenschaften. Die Grün-

---

<sup>171</sup>) Dreißigster Bericht des Museums (1871) S. 3—27.

derung der geologischen Reichsanstalt in Wien gab den Anstoß, diesen neuen Zweig in den Ländern besonders zu pflegen. Das vereinigte Landeskollegium forderte im Jahre 1851 unseren Verein auf, die zu gründende geologische Abteilung in seinen Wirkungskreis aufzunehmen und stellte neben einer jährlichen Unterstützung von fünfhundert Gulden bald nachher das Erdgeschoß des Musealgebäudes hiefür zur Verfügung<sup>172)</sup>. Kustos Franz Karl Ehrlich hat auf diesem Felde eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet und die geologische Erforschung des Landes eingeleitet; hieran erinnert noch heute das Buchdenkmal im Pechgraben bei Großraming an der Enns; die beabsichtigte Anstalt kam freilich nicht zustande. Unser Verein hat hiedurch in der Geologie wie früher in der Altertumskunde Neuland betreten und es zuerst betreut.

Spaun nahm wohl das Kunstfach in das Tätigkeitsgebiet des Museums auf, beabsichtigte aber nie, wie er selbst sagt, die Schaffung einer Bildergalerie<sup>173)</sup>. Sein lebhafter Verkehr mit Künstlern und das Sammeln von Bildwerken im Museum hat jedoch die Gründung eines eigenen Kunstvereines vorbereitet. Es bildete sich wie in anderen Landeshauptstädten im Jahre 1851 der „Verein zur Beförderung der bildenden Künste für Oberösterreich in Linz“, welcher eine Bildergalerie anlegte. Diese steht seit 1866 im Eigentum des Landes und wurde später mit dem Landesmuseum verbunden. Unser Verein schied deshalb das Kunstfach so wenig aus als die Technologie; er beschränkte sich aber hiebei vorwiegend auf die Vergangenheit.

Die Satzungen des Jahres 1857<sup>174)</sup> führen als Zweck des Vereines an die „Förderung wissenschaftlicher, künstlerischer, gewerblicher und landwirthschaftlicher Angelegenheiten des Erzherzogthumes Österreich ob der Enns“ und sehen hiefür besondere Fachabteilungen vor. Obgleich die technologischen Gegenstände an den Gewerbeverein abgetreten waren, verzeichnen sie trotzdem eine „Producten-Sammlung vaterländischer Fabrikate“; zur Landwirtschaft rechnen sie die Geologie, Bodenfrüchte und eine Sammlung von einschlägigen Maschinen und Werkzeugen. Die Auffassung der Aufklärung kommt somit in ihnen aufs neue zum Durchbruch. Im Kunstfach verlangen sie eine Sammlung von Kunstwerken, welche sich „durch Schönheit auszeichnen“. Dieser Forderung gegenüber tritt die Frage der Herkunft zurück: das Land Oberösterreich sollte hier zwar besonders, aber nicht allein berücksichtigt sein; es kündigt

<sup>172)</sup> Stauber, Ephemeriden S. 386—389; Darstellung über die Amtswirksamkeit des ob der ennsischen vereinigten Landes-Collegiums (1861) S. 29 f.

<sup>173)</sup> Zeitschrift des Museums, Jahrg. 1844 Nr. 30.

<sup>174)</sup> Sie wurden schon 1853 der Behörde vorgelegt, aber erst 1857 endgiltig geregelt und bestätigt. Landesarchiv, Präsidialakten der Statthalterei.

sich da bereits eine neue Richtung an, welche später noch stärker hervortritt.

Die Satzungen des Jahres 1869 bezeichnen als Zweck des Vereins „die Kunde vom Lande Österreich ob der Enns und seinen Bewohnern mit Rücksicht auf die Gegenwart und Vergangenheit und nach allen Richtungen zu fördern, so wie zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse im Lande überhaupt beizutragen“; sie wollen ihn durch Sammlung „merkwürdiger Natur-, Kunst- und Alterthumsgegenstände des Landes“ erreichen, ziehen „fremdländische“ jedoch zum Vergleiche und zur Bereicherung allgemeiner Kenntnisse heran und verlangen Veröffentlichungen über die musealen Sammlungen oder die vom Verein unterstützten Forschungen. Gewerbe und Landwirtschaft sind nunmehr endgültig ausgeschieden. Gleichwohl verließ jetzt in der Zeit des beginnenden Liberalismus das Museum ausdrücklich die von Spaun vorgezeichnete Bahn: die Denkmäler der Geschichte stehen nicht mehr an erster, sondern an letzter Stelle. Bemerkenswert ist an den neuen Richtlinien das Hervortreten der Landeskunde und ihr Zuschnitt auf die Gegenwart, der gegenüber die Vergangenheit zurücktritt. Wie das Wort der Aufklärung entstammt, so entspricht ihm auch die Gedankenrichtung, die wieder an dieselbe Zeit anknüpft und die Naturwissenschaften in den Vordergrund stellt.

In demselben Jahre, am 30. September 1869, richteten zwölf Mitglieder des Museums, an deren Spitze der als Wappenforscher bekannte Rittmeister Adolf Winkler stand, an den Landtag ein Ansuchen um eine jährliche Unterstützung für eine zu gründende „Gesellschaft für Landeskunde von Oberösterreich“. Deren Aufgabe wäre es gewesen, eine heimatkundliche Bibliographie zusammenzustellen, das Urkundenbuch über das Jahr 1400 hinaus fortzuführen und eine Sammlung aller im Lande befindlichen Kunstwerke in Abbildungen und Beschreibungen zusammenzubringen und zu veröffentlichen; sie plante auch eine leichtfaßliche, kleinere Landeskunde für Schule und Volk und eine Topographie des Landes, welche an Stelle jener von Benedikt Pillwein treten sollte. „Ohne auf die Zwecke des Museums störend einzuwirken, würde die Gesellschaft vielmehr dieselbe fördern und ergänzen, das dort befindliche Materiale fruchtbar machen und durch Überlassung der selbst erworbenen Gegenstände erweitern.“ Der Landtag lehnte das heute nicht mehr vorliegende Ansuchen mit dem Hinweise ab, er bewillige ohnedies für das Museum jährlich 1208 Gulden und müsse deshalb andere Leistungen für ähnliche Zwecke abweisen<sup>175</sup>). Wir sehen,

<sup>175</sup>) [A. Winkler], Das oberösterreichische Museum Francisco-Carolinum in Linz (1873) S. 15 f. und J. M. Kaiser im 33. Musealbericht (1875) S. 51 f.; Berichte über die Verhandlungen des oberösterreich. Landtages 1869, S. 1042 f.

wie die damals erfolgten Gründungen der Vereine für Landeskunde zu Salzburg und Wien auch auf Linz einwirkten; man dachte aber hier zunächst nicht an eine selbständige Gesellschaft, sondern bloß an eine eigene Sektion für Landeskunde im Museum. Die Satzungen desselben Jahres bringen den gleichen Gedanken zum Ausdruck: der Musealverein bezwecke die Pflege der Landeskunde und als Mittel hierfür diene vornehmlich das Museum. Die beabsichtigte Fachgruppe wollte die Sammeltätigkeit durch Veröffentlichungen fruchtbar machen und ergänzen; ihre Befürworter erkannten bereits, daß der Verein hier zurückblieb.

Die Satzungen des Jahres 1885 bedeuten wieder eine neue Stufe der Entwicklung. Scheinbar bringen sie die Rückkehr zur alten Bahn, wenn sie zu oberst als Zweck des Vereins angeben „die Förderung der Landeskunde von Österreich ob der Enns, sowohl in geschichtlicher, literarischer und culturhistorischer, als auch in naturwissenschaftlicher Beziehung“; sie setzen demnach das historische Fach wieder an die erste Stelle. Der zweite Punkt führt die hieraus erwachsenden Aufgaben näher aus und gibt als Mittel hiezu die Sammlungen und Zeitschrift an. In Wirklichkeit gelangt jedoch der neue Geist in der dritten Bestimmung zum Ausdruck, welche hier zum erstenmal vorkommt und mit den beiden anderen noch in den Statuten des Jahres 1914 unverändert wiederholt wird: „Im weiteren Wirken strebt der Verein nach Verallgemeinerung des Wissens, der Geistes- und Geschmacksbildung überhaupt, setzt sich demgemäß in steten Verkehr mit Anstalten und Gesellschaften gleichen oder verwandten Strebens und zieht auch das Fremde, insofern es zu vergleichenden Studien, zur Erweiterung und Ergänzung der in der Heimat vorkommenden Forschungsobjekte dienen kann, in den Bereich seines Sammelns, seiner Bearbeitung und Veröffentlichung.“ Waren anfangs die Geschichte, später die Naturwissenschaften im Vordergrund gestanden, so erlangten jetzt die kulturhistorischen Sammlungen die bevorzugte Stelle; allerdings waren hiebei weniger die Anforderungen der Landesgeschichte, als vielmehr die Pflege des Kunstgenusses und der Geschmacksbildung, welche schon die Aufklärung zur Hebung des Volkswohlstandes gefordert hatte, die Triebfeder.

Wir verspüren hier deutlich den Einfluß, welcher von den Weltausstellungen ausging. Österreich war da durch die Gründung des Museums für Kunst und Industrie in Wien, welches im Jahre 1863 als Staatsanstalt errichtet wurde, führend auf dem Festlande vorangegangen. Schon die Zusammensetzung seines Namens weist als Wurzel auf den Begriff der alten Technologie hin; es lag der neuen Stiftung wieder der Gedanke der Aufklärung zugrunde, Kunst und Wissenschaft dem Gewerbe dienstbar zu machen. Diese Richtung

fand besonders in den Sudetenländern Nachahmung, wo die Handelskammern und Gewerbevereine eigene Kunstgewerbemuseen schufen. Ihre Aufgabe erblickten sie darin, das durch die aufkommende Maschinenarbeit zurückgehende Kunsthandwerk durch gute Vorbilder älteren Stils wieder zu heben und den Geschmack der Gewerbetreibenden und des Volkes zu wecken und zu veredeln; sie holten sich ihre Muster vorwiegend aus der Renaissancezeit, welche sie ebenso einseitig bevorzugten, wie die Romantik die Gotik gepflegt hatte. In ihrer ursprünglichen Form bestanden sie nicht lange, da sie bloß einer Tagesforderung dienten und dem Kunstgewerbe mit bloßen Stilmachungen nicht viel geholfen war; sie begannen die Aufgaben von kulturhistorischen Museen zu übernehmen, deren Obliegenheit es ist, die vorausgegangenen Jahrhunderte in ihren Schöpfungen gleichmäßig zu berücksichtigen, unbekümmert darum, ob der eine oder der andere Stil dem Zeitgeschmacke entspricht oder nicht. Ihr Wirken brachte den Gewinn, daß die gediegenen Leistungen des alten Kunsthandwerks und der ersterbenden Volks- und Hausindustrie wieder die verdiente Beachtung fanden; sie halfen mit, den bestehenden Landesmuseen in ihrem geschichtlichen Teile noch mehr ein kultur- und kunsthistorisches Gepräge zu verleihen und brachten sie in Verbindung mit dem lebendigem Gefühle der Zeit. Ein Fehler war es jedoch, sie als Ableger der auf ästhetischer Wirkung aufgebauten und daher an keine Grenze gebundenen Kunstgewerbemuseen aufzufassen, da dadurch eine Vermischung eines ganz verschiedenen Aufgabenkreises eintrat und eine Vermengung der Landessammlungen mit ihnen nicht zugehörigen Fremdkörpern aufs neue zu befürchten war. Der Versuch, ihren Inhalt „zu erweitern und über die Landesgrenze gewissermaßen hinauszuleiten“<sup>176)</sup> brachte sie in Gefahr, ihre landeskundliche Zweckbestimmung und damit ihre Eigenart, welche schon vom Anfang an nicht rein zum Ausdruck kam, noch mehr zu verlieren. Für eine solche Aufgabe bedurfte es keiner Forscher, sondern für sie genügten

<sup>176)</sup> So forderte es der Begründer des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, R. Eitelberger, Zur Reform der Landesmuseen in Österreich, Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, N. F. 1 (1872) S. 269. Zweckmäßiger urteilt der ungenannte Verfasser (A. Ilg) des Aufsatzes „Die Provinzialmuseen in Österreich“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in Augsburg 1879 Nr. 315 u. 316; er verlangt zwar auch eine „innige Vermählung des Unterrichts- und Gewerbewesens“ mit dem Kunstbesitz, begnügt sich jedoch mit der Einschränkung des Sammelgebietes auf die Landesgrenzen. In einer anderen Schrift (A. Ilg, Über das Musealwesen in den Provinzen, Wochenschrift des Niederösterr. Gewerbevereines 1881, Sonderabdruck S. 19) sieht er „den einzigen gesunden Weg zur Erreichung des Zieles . . . in der innigen Verbindung der Provinzial-Museen mit der kunstgewerblichen und technologischen Schulinstitution des Landes“.

Kunstsammler, welche ihre Tätigkeit aus Liebhaberei ausübten und zumeist bloß ihre persönlichen Neigungen und ihren Geschmack als Richtlinien kannten. Die für Heimatmuseen entscheidende Frage des geschichtlichen Wertes eines Gegenstandes und dessen Herkunft sowie die räumliche Abgrenzung des Sammelgebietes spielten bei ihnen bloß eine nebensächliche Rolle.

Im Linzer Museum leitet diese Zeitströmung einen neuen, äußeren Aufschwung ein: die lange vernachlässigten kultur- und kunsthistorischen Sammlungen erfahren bedeutsame Vermehrungen; die naturkundliche Abteilung wächst gleichfalls um so stärker an, als man da zur Ergänzung für die Lehrbehelfe in den Schulen damals auch das Ausländische (Exotica) pflegte; ebenso wie in Innsbruck fehlt in Linz ein ethnographisches Kabinett nicht mehr. Der bereits lange ersehnte Neubau wird jetzt zur Wirklichkeit.

Schon vom Anfange an war der Verein bestrebt, ein eigenes Heim zu bekommen; er gedachte deshalb bereits im Jahre 1835 das Gebäude, in welchem die Studienbibliothek untergebracht war, zu erwerben, deren Verwaltung Josef II. dem Kloster Kremsmünster aufgezungen hatte. Dieses wäre bereit gewesen, auf sein Eigentum zu verzichten, wenn hiefür das Museum die Aufsicht und Besorgung der staatlichen Büchersammlung übernommen hätte. Zehn Jahre später, als der von Raumnot bedrängte Verein das Preuerische Haus (Promenade 25) kaufen wollte, erneuerte Kremsmünster seinen Antrag.

Damals schon tauchte der erste Plan zu einem Neubau auf, der nicht bloß das Museum, sondern auch die eben gegründete Landwirtschaftsgesellschaft und den Gewerbeverein umfaßt hätte; er wäre auf der oberen Promenade oder im ständischen Reitschulhofe, dort, wo sich heute der Landeskulturrat befindet, zu stehen gekommen. Wenige Jahre später (1854) hatte letzterer Antrag ernste Aussicht, verwirklicht zu werden; die Landesbaudirektion hatte bereits die noch jetzt vorliegenden Pläne ausgearbeitet; wegen Mangels der hiezu nötigen Mitteln, wofür über 30.000 Gulden veranschlagt waren, stand man jedoch hievon ab<sup>177</sup>). Als Ersatz bekam das Museum zu den beiden Stockwerken des alten Gebäudes noch das Erdgeschöß für die geologischen Sammlungen zugewiesen. Noch zehn Jahre später beschäftigte der Gedanke eines gemeinsamen Baues für die drei genannten Vereine eine öffentliche Stimme, welche „ein allgemeines Museum“ nicht nur „für die Förderung der Naturwissenschaften und der Landesgeschichte“, sondern auch „zum Gedeihen der Bildung und zur Hebung des Geschmacks“ forderte<sup>178</sup>).

<sup>177</sup>) Landesarchiv, Landschaftsakten D XIII 55/17; Stauber, Ephemeriden S. 396.

<sup>178</sup>) Linzer Tagespost, Jahrg. 1865 Nr. 34.

Die Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 fiel mit dem vierzigjährigen Bestande unseres Vereines zusammen. Das war der Anlaß, daß die schon genannte Veröffentlichung über das bisherige Wirken erschien. Gleichzeitig richtete der Verwaltungsrat die Bitte an den Landtag, er wolle das Museum als Landesanstalt übernehmen und für einen Neubau sorgen. Das war der entscheidende Anstoß hiefür, wenn er auch zunächst noch verzögert wurde. Wie sehr damals das Grazer Vorbild des Joanneums als einer Unterrichtsanstalt aufs neue Boden gewann, zeigt der Zweifel im Landtage, ob er die eingereichte Vorlage dem Schul- oder dem Finanzausschusse zuweisen sollte; erst nach erfolgter Wechselrede entschied er sich für letzteren. Die damalige Auffassung des Vereins über seine Aufgaben bringt eine aus diesem Anlasse erschienene „Denkschrift“ (1874) zum Ausdruck, wenn sie sagt: „Nicht die Ausdehnung der Anstalt zu einer höheren Lehranstalt oder speziell für den Volksunterricht ist es, was anzustreben wäre, als vielmehr die Vertretung der wissenschaftlichen Interessen des Landes und der verschiedenen Zweige der Wissenschaft im Allgemeinen und speziell für die Landeskunde, sollte dieselbe im kleinen den Standpunkt einer Akademie der Wissenschaften für das Land einnehmen.“ Der Landtag ließ eingehende Erhebungen pflegen, erkundigte sich bei den anderen Ländern, konnte sich aber nicht entschließen, das Museum zu übernehmen<sup>179)</sup>.

Gleichwohl kam die Frage des Neubaus nicht mehr zur Ruhe; der Verein überreichte unverzüglich ein neues Ansuchen, welches den Erfolg zeitigte, daß der Landtag ein eigenes Komitee zur Überprüfung der Musealangelegenheiten einsetzte. Dieses trat entschieden für einen Neubau ein, um die zusammengedrängten Sammlungen allgemein zugänglich und benützbar zu machen: „dann erst kann und wird das Museum“, wir verspüren da wieder den Einfluß des damals eingeführten Reichsvolksschulgesetzes, „auch ohne Schulbänke und eigens angestellte Lehrer, zur anregenden und belebenden Schule für das ganze Land werden<sup>180)</sup>.“ Noch im Jahre 1875 fielen die entscheidenden Beschlüsse: der Gemeinderat der Landeshauptstadt widmete den Grund und der Landtag bewilligte den Betrag von 130.000 Gulden, zahlbar in zwanzig Jahresraten; auch der Staat, der bisher ferne gestanden war, ließ sich bewegen, hiefür 15.000 Gulden zu gewähren (1882). Neben Räumlichkeiten für die Sammlungen waren ein Lese- und ein Vortragsaal, ein Ausstellungsraum, ein Zeichen- und Kopiersaal für kunsttechnische Studien, hier bemerken wir bereits das Vorbild des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, und Zimmer für die Landesgalerie vorgesehen.

<sup>179)</sup> Landtagsberichte 1873/74, S. 20 f. u. Beilage 6.

<sup>180)</sup> Landtagsberichte 1875, Beilage 19, S. 3.

Kaum sah der Verein greifbare Erfolge, so dehnte er seinen Plan aus und wollte in den Neubau noch die Studienbibliothek einbeziehen. Gegen eine Abfindungssumme von 20.000 Gulden wäre er bereit gewesen, die immerwährende Verwahrung und Verwaltung der staatlichen Büchersammlung zu übernehmen. Kremsmünster und das Unterrichtsministerium hatten hiezu bereits ihre Zustimmung gegeben, als sich der Landtag mit dieser Angelegenheit beschäftigte (1880); er war ebenso wie die Stadtgemeinde Linz aus finanziellen Gründen und wegen seines Besitznachfolgerechtes dagegen und verhinderte die Durchführung. Es war wieder eine Verkennung der Aufgaben des Vereins, der auch da eine Obliegenheit übernommen hätte, die ihm nicht zukam; er, der seine eigene Bücherei seit Gaisbergers Abgang nicht mehr auf der früheren Höhe zu halten vermochte, wäre hiezu wenig berufen gewesen. Gegenwärtig, wo der Neubau der nunmehr in staatlicher Verwaltung stehenden Studienbibliothek vollendet ist, können wir so recht ermessen, wie sehr das Museum mit deren auf die Dauer verpflichtenden Übernahme den kommenden Aufstieg unterbunden oder doch erschwert hätte.

Nicht minder fand die beabsichtigte Einbeziehung des Kunstgewerbes, wie sie nicht nur in den Sammlungen, sondern auch im Unterrichte gedacht war, Gegnerschaft. Öffentliche Stimmen bemerkten sehr richtig, das Museum sei bloß für die Pflege der Landeskunde bestimmt und habe sich daher auf dieses Gebiet allein zu beschränken<sup>181</sup>). Der vorgesehene Zeichensaal kam auch nicht zur Ausführung.

Als der Verein am 19. November 1883 seine Fünfzigjahrfeier beging und zu diesem Anlasse eine Festschrift erscheinen ließ, hatte er sich bereits für den kostspieligen Plan des Architekten Bruno Schmitz in Düsseldorf entschieden, da die Allgemeine Sparkasse noch 60.000 Gulden beisteuerte. Am 19. Mai 1884 begann der Bau, dessen Vollendung sich wieder verzögerte, da der aus Schotter bestehende Grund und der übermäßige Aufwand die vorhandenen Gelder nach kurzer Zeit erschöpften; schon Ende 1887 betrug die Kosten bei 285.000 Gulden. Der Landtag, welchen der Verein um eine neuerliche Beihilfe von 60.000 Gulden anging, erwog schon damals die Übernahme des Museums in das Eigentum oder doch in die Verwaltung des Landes. Diesen Gedanken griff Julius Strnadt, welcher im nächsten Jahre in den Landtag und Landesausschuß eintrat, mit Leidenschaft auf; er war seit den Fünfzigerjahren Mitglied des Vereins und hatte in dessen Schriften wertvolle Beiträge zur Landesgeschichte veröffentlicht. Es gelang ihm, im Landtage eine schwache Mehrheit zu finden; sie beanständete den übermäßigen

<sup>181</sup>) J. Wimmer, Die Geschicke des oberösterr. Musealvereines (1923) S. 7 u. 9.

Kostenaufwand für den Neubau: er passe in seinem Prunke nicht zu den Sammlungen, denen „ein ernster, allerdings würdiger Bau“ besser entsprochen hätte, und der künstlerische Wert des Gebäudes sei sehr zweifelhaft; er sei im Innern ein „Prachtstiegenhaus mit äußeren Mauereinfassungen“, das die Räume für die Sammlungen so sehr zurückdränge, daß es zweifelhaft sei, ob sie alle Platz finden werden<sup>182</sup>). Es kam zu einem solchen Zerwürfnis, daß der Landtag die alljährliche Geldbeihilfe einstellte (1891). Der Plan Strnadts war, das Land solle nach dem Vorbilde in Graz die Förderung der heimatlichen Wissenschaft selbst in die Hand nehmen und im Museum, dessen Verwaltung ein Kuratorium zu besorgen hätte, je einen Fachbeamten für Geschichte und Naturwissenschaften anstellen; das Musealarchiv solle mit dem landständischen zu einem Landesarchive vereinigt werden<sup>183</sup>). Steiermark bot in der Tat das beste Muster für die Landesmuseen in Österreich. Da die Allgemeine Sparkasse und Freunde des Vereins die fehlenden Mittel für den Ausbau beistellten, konnte Strnadt seine Absicht nicht erreichen; in den Jahren 1891/92, als der Zwiespalt seinen Höhepunkt erreichte, stieg die Mitgliederzahl um fast zweihundert. Am 29. Mai 1895 eröffnete Kaiser Franz Josef das neue Gebäude<sup>184</sup>); das alte bekam das im nächsten Jahre auf Betreiben Strnadts errichtete Landesarchiv zugewiesen; kurz nachher schied er aus dem Landtage.

Die Verhandlungen wegen wissenschaftlicher Ausgestaltung des Museums fanden damit ein ergebnisloses Ende. Der Verein hatte hiefür schon Entwürfe vorgelegt, welche einen tieferen Einblick gewährten, als es die verbitterten Auseinandersetzungen vermögen. Es heißt da gleich am Beginn des ersten: „Der Zweck des Museums ist ausschließlich die wissenschaftliche Pflege, Begründung und Verbreitung der Landeskunde Oberösterreichs nach allen Richtungen und in allen Zweigen. Jede mit diesem Zwecke nicht im Zusammenhange stehende, wenn auch wissenschaftliche Thätigkeit, sowie die Anlage hierher gehöriger Sammlungen oder die Erweiterung schon bestehender Sammlungen nach einer über den angegebenen Musealzweck hinausgehenden oder ihm fremden Richtung ist von der Thätigkeit des Museums ausgeschlossen und dürfen die Mittel des Museums für derartige Zwecke nicht verwendet werden“<sup>185</sup>). Im zweiten Vorschlag ist allerdings hievon keine Rede mehr, sondern da findet sich die Aufgabe des Vereins mit den Worten der seit 1885 bestehenden Satzungen (§ 3) angeführt, ohne daß Strnadt als Be-

<sup>182</sup>) Landtagsberichte 1888, S. 382 f.

<sup>183</sup>) Landtagsbeilagen 1893 Nr. 9, S. 21 f.

<sup>184</sup>) Bei dieser Gelegenheit erschien ein „Führer durch das Museum Francisco-Carolinum in Linz“ (1895).

<sup>185</sup>) Landtagsbeilagen 1893 Nr. 9, S. 3.

richterstatter hiegegen einen Einwurf erhob; er sprach sich jedoch gegen die vorgeschlagene Fassung „Das Museum Francisco-Carolinum ist ein wissenschaftlicher Verein“ aus und entgegnete: „Ein Museum kann niemals ein Verein, ein Verein niemals ein Museum sein, man kann von einem Verein Museum Francisco-Carolinum überhaupt und abgekürzt von einem Museumsverein, von einem Verein für Landeskunde oder Landesverein sprechen, aber nicht sagen: Das Museum Francisco-Carolinum ist ein wissenschaftlicher Verein. Es ist nicht Wortklauberei, wenn die Änderung vorgeschlagen wird, denn man brauchte ja nur zu fragen: Wem gehört das Museum?, so müßte die Antwort lauten: Dem Museum! Es ist also diese stilistische Änderung nothwendig“<sup>186)</sup>. Um diesen Einwand besser zu verstehen, sei auf den der Vollversammlung des Jahres 1890 im Drucke vorgelegten Bericht hingewiesen, wo es heißt: „die Übergabe der Sammlungen in die Verwaltung des Landes wäre rechtlich unmöglich, denn im § 3 der Vereinsstatuten ist die Sammlung, Erforschung, Aufstellung und Bearbeitung, also die Verwaltung desjenigen, was die Kenntnis des Landes zu vermehren geeignet ist, geradezu als Zweck und Aufgabe des Vereines hingestellt; nun wäre es nicht bloß eine Absurdität, wenn ein Verein seinen Zweck aufgeben und dennoch fortbestehen wollte, sondern es wäre dies auch eine rechtliche Unmöglichkeit“, ja nach einigen Zeilen ist dort zu lesen, „die Behörde wäre dann berechtigt, den Musealverein aufzulösen, wenn derselbe den Bedingungen seines rechtlichen Bestandes nicht mehr entspricht, was sicherlich der Fall wäre, wenn er seinen statutenmäßigen Zweck aufgäbe“. Welche Verengung und Verkennung des Aufgabenkreises, wo doch die Satzungen in dem gleichen Punkte mit dem Leitsatze beginnen: „Zweck des Vereins ist die Förderung der Landeskunde von Österreich ob der Enns!“ Das Sammelwesen, ursprünglich bloß ein Mittel und eine Vorarbeit, um die Kenntnis des Landes in Natur und Geschichte zu erforschen, war auf dem Wege, Liebhaberei und Endzweck zu werden, so daß Verein und Museum immer mehr in eine Einheit zusammenflossen; nach dieser Auffassung war mit dem Sammeln und Schaustellen eines Gegenstandes die Aufgabe des Vereins erschöpft. Wir sehen, wie sich da unter einem scheinbaren Wortstreit der ganze Gegensatz in seiner Tiefe zeigt. Die Frage des Neubaues war nicht der alleinige Grund des Zwistes, sondern vielmehr der Anlaß; die eigentliche Ursache lag in der Verschiedenheit der Auffassung über das Wesen und Wirken des Vereins.

Damals bereitete sich bereits ein Umschwung vor. Die Natur- wie die Geschichtswissenschaft waren immer mehr zur Erkenntnis gelangt, es seien für ihre unermeßlichen Forschungsgebiete Ab-

<sup>186)</sup> Landtagsbeilagen 1896 Nr. 124, S. 7 u. 28.

grenzungen nötig. Wie die Tiere und Pflanzen von den Bedingungen des Klimas abhängig sind, und sich einzelne Arten nach der Verschiedenartigkeit der geographischen Lage und des Bodens unterscheiden, so ist dasselbe beim Menschen der Fall; es kommt hier wie dort darauf an, die daraus fließenden Kräfte und jeweils bestimmte Eigenart festzustellen. In beiden Fachgruppen bekam so die Landeskunde neue Antriebe. Dazu traten für die Geschichtswissenschaft die von den jungen Volksvertretungen ausgehenden Strömungen; sie begann, das Leben und Heranreifen des Volkes in den früheren Jahrhunderten zu betrachten und knüpfte damit wieder dort an, wo die Aufklärung bereits angefangen hatte. Die Landesgeschichte kam jetzt als unentbehrlicher Teil der Gesamtgeschichte wieder zu Ehren, ja man erkannte, daß viele Fragen nur auf dem Boden der Heimatgeschichte vorbereitet und gelöst werden können. Die Archive und Museen der Länder hatten den nötigen Quellenstoff zu liefern und waren berufen, uns eine Anschauung von den Lebensgewohnheiten der Vorfahren zu verschaffen. Die zurückgedrängten historischen Museen brachen sich aufs neue Bahn und setzten sich in ihrer Besonderheit gegen die Kunst- und Kunstgewerbemuseen durch; es dämmerte die Erkenntnis auf, daß bei ihnen zum Unterschiede von den anderen die Beschränkung auf die heimatlichen Kunst- und Kulturdenkmale nicht ein Mangel, sondern ihre Stärke sei<sup>187</sup>). Strnadt war daher nicht nur der Anwalt der ursprünglichen Richtung des Vereins, sondern auch ein Verkünder der in verjüngter Form wieder im Entstehen begriffenen geschichtlichen Museen.

Der Neubau bildet trotz seinen Mängeln die größte Tat in der Geschichte des Vereins. Da ein solches Werk der ganzen Kraft bedürfte, ist es begreiflich, daß ihm gegenüber andere Aufgaben zurückblieben. Was er bedeutet, wird erst verständlich, wenn man sich die dürftige Verwahrung und Raumnot im alten Gebäude vergegenwärtigt. Uns fehlt bereits dieser Maßstab, aber ein schwaches Bild können wir uns verschaffen, wenn wir die Rechenschaftsberichte vor und nach dem Neubau vergleichen. Welcher Unterschied: früher Stillstand und Verdorren, jetzt fester Aufstieg und frisches Leben; die Vermehrung der Sammlungen sprengt schon nach wenigen Jahren den neuen Rahmen. Es ist schon wahr; der Verein huldigte damals allzusehr dem Zeitgeist, aber eben deshalb hatte er glänzende Erfolge!

Geistesgeschichtlich ist der Neubau der getreue Ausdruck der damals im Vereine wirkenden Kräfte und ein Achtung gebietendes

<sup>187</sup>) O. Lauffer, Das historische Museum, sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen, *Museumskunde* 3 (1907) S. 1 ff. hat zum erstenmal den besonderen Aufgabenkreis der geschichtlichen Museen hervorgehoben und verfochten.

Denkmal der Anschauungen jener Zeit; er ist ein beredter Verkünder des hohen Sinnes seiner Erbauer sowie des aufstrebenden Bürgertums und ein laut rufender Zeuge für den mächtigen Aufschwung; er trägt aber auch die schon berührten Schwächen zur Schau; wie im damaligen Sammelwesen herrscht auch da das Gesetz des vermeintlich Schönen über die Zweckdienlichkeit und Bodenständigkeit; die äußere Pracht des Gebäudes weist auf die fürstlichen Prunksammlungen und Kunstgewerbemuseen als Vorbilder hin, die man auch in der Anlage der Landessammlungen nachahmen zu müssen glaubte, statt die heimische Eigenart zu pflegen. Es waren Gegenwartsmenschen am Werke; sie hatten die Verbindung mit der Tätigkeit der Gründer verloren und dachten zu wenig an die Zukunft; die Bauweise sieht eine spätere Erweiterung nicht vor.

In der Vorhalle des Museums sind zwei Gedenktafeln angebracht, welche den Bauherren gewidmet sind; des Stifters vergaß man. Die erste ist dem Andenken des verdienstvollen Präsidenten Moriz Ritter von Az (1880—1883) geweiht, welcher trotz seiner kurzen Wirksamkeit dem Verein auf ein Menschenalter seinen Stempel aufzudrücken vermochte; er, der eifrige Sammler, hatte sich als Oberpostdirektor in dem ihm unterstehenden Josef Straberger einen Mann herangezogen, welcher über seinen Meister hinauswuchs und sich auch als Denkmalpfleger einen Namen gemacht hat.

Die Auseinandersetzungen mit der Landesvertretung waren nicht vergeblich; auch der Verein gelangte zur Überzeugung, es sei an der Zeit, im Museum Fachbeamte anzustellen. Nicht nur die Fortschritte der Wissenschaften verlangten Kräfte, welche die nötige Vorbildung besaßen, sondern auch die bisherigen Erfahrungen führten zu dem gleichen Entschlusse. Die Grundsätze der Verwaltung waren seit der Gründung die gleichen: ein mit kargem Solde angestellter Kustos und freiwillige Mitarbeiter. Das zunehmende Wachstum der Sammlungen erforderte in steigendem Maße Beamte, welche berufsmäßig an ihnen tätig waren, und konnte sich nicht mehr mit Hilfskräften im Nebenamte allein begnügen. Diese besaßen zudem öfter nicht die entsprechende Eignung oder fanden nicht die genügende Zeit, ja waren manchmal überhaupt nicht vorhanden, so daß in solchen Fällen einzelne Fächer verwaist waren; hiedurch ging die erforderliche Gleichmäßigkeit im Aufbau verloren. So entschloß sich denn der Verein, für jede der beiden Hauptabteilungen einen Fachbeamten anzustellen: für die kulturgeschichtlichen Sammlungen geschah es 1903, für die naturwissenschaftlichen zehn Jahre später.

Die Sorge für die Erhaltung der schriftlichen Geschichtsquellen war in Oberösterreich der erste Anstoß, an die Gründung eines wissenschaftlichen Vereins zu denken. Als der Wunsch zur Tat

wurde, hielt man dieses Ziel in solchem Rahmen erreichbar, da sich ja die Romantik fast nur mit dem Mittelalter beschäftigte. Mit der Herausgabe des Urkundenbuches hat sich da der Verein ein schönes Denkmal gesetzt; daneben war freilich die eigentliche Archivspflege recht dürftig; das Musealarchiv hat sich erst zu entfalten begonnen, als das Landesarchiv begründet war und im Neubau ein größerer Raum zur Verfügung stand. Doch was war das bei den zunehmenden Anforderungen der Geschichtswissenschaft, die ganzer Archivkörper bedurfte und sich nicht mit einzelnen Bruchstücken begnügen konnte. In Graz hatte man schon lange das Archiv des Joanneums mit dem ständischen vereinigt und zum steiermärkischen Landesarchive ausgestaltet (1868). In Linz begannen die entsprechenden Verhandlungen im Jahre 1907 und führten 1914 zu einem Erfolge: das Musealarchiv kam mit den Vorarbeiten zum Urkundenbuch ins Landesarchiv; der Verein schloß damit seine archivalische Tätigkeit ab<sup>188)</sup>.

Kaum war die Übergabe vollzogen, brach der Weltkrieg aus. Der Verein, welchem schon mit der Anstellung von Beamten und Angestellten und mit der Erhaltung des Gebäudes große Auslagen erwachsen, war den Folgen der steigenden Geldentwertung bald nicht mehr gewachsen. Es ist das hohe Verdienst des letzten Präsidenten des Museums, Julius Wimmer, die unhaltbare Lage rechtzeitig erkannt und den Anschluß an jene öffentliche Stelle gefunden zu haben, welche zur Nachfolge am berufensten war: am 5. Mai 1920 beschloß der Landtag die Übernahme des Museums in das Eigentum des Landes<sup>189)</sup> und am 27. Oktober erfolgte die Übergabe. Es heißt seither: Oberösterreichisches Landesmuseum; der Verein nennt sich von da an: Oberösterreichischer Musealverein; beide kehrten damit zur verkürzten Ursprungsbezeichnung zurück. Es war das drittemal, daß solche Verhandlungen stattfanden; im Jahre 1873 widerstrebte der Landtag und seit 1887, als dieser selbst es wollte, versagte der Verein; jetzt endlich willigten beide Teile ein. Es ist bemerkenswert, daß die Entwicklung genau in den Bahnen verlief, welche Strnadt vorgezeichnet hatte; was seitdem schrittweise geschah, wollte er schon damals in einem Zuge verwirklichen. Der Verein war jetzt froh, erreicht zu haben, was er zu jener Zeit als seinen Untergang ansah. Die alten Mitglieder bewahrten ihre Treue und neue wuchsen hinzu; er hat in seinem Festjahr trotz der Not der Zeit die Zahl tausend erreicht, ein Beweis, wie sehr der Heimatgedanke, auf dem er begründet ist, Wurzel gefaßt hat. Wir erinnern uns da an die Tage der Romantik nach den Franzosenkriegen.

<sup>188)</sup> Landtagsberichte 1907, S. 377 mit Beilagen Nr. 98 u. 160; Landtagsberichte 1914, S. 940 mit Beilage Nr. 332.

<sup>189)</sup> Landtagsberichte 1920, S. 460; Beilage Nr. 249.

Die zahlreichen Ortsmuseen, welche in den letzten Jahrzehnten entstanden, zeigen uns gleichfalls die steigende Wertschätzung der Heimat; sie wollen für ihren Bezirk das erreichen, was wir für das ganze Land anstreben<sup>190</sup>). Es seien da bloß die vorbildlichen Stadtmuseen in Enns und Wels, sowie das Braunauer Heimathaus erwähnt. Ja, man kann sagen, es geschehe auf diesem Felde eher zu viel als zu wenig, als auch Sammlungen an solchen Orten errichtet werden, wo für deren zweckentsprechende Erhaltung die Gewähr fehlt. Ihr Entstehen liegt in der wieder beginnenden Heimatbewegung und im Zunehmen des Fremdenverkehrs; sie sind aber auch zum Teil eine Saat von dem Samen, welchen unser Gründer ausgestreut hat.

Das Sammeln ist ein den Menschen innewohnender Trieb; er kann zur Leidenschaft und gefährlich werden. Es ist daher schwierig, ihn zu zügeln und in geregelte Bahnen zu leiten. Das Sammeln für gelehrte Zwecke beginnt erst mit dem Humanismus; die aus seinem Geiste erwachsenen Büchereien bildeten einen Grundstock für wissenschaftliche Sammlungen. Gleichzeitig entsproß aus der mittelalterlichen Schatzkammer die Kunst- und Wunderkammer der Renaissance. Einen durchgreifenden Wandel hat erst die Aufklärung geschaffen; sie bringt uns den Begriff der Volksbildung und Öffentlichkeit sowie jenen der Landeskunde; sie legte damit die Grundlagen für die kommenden Landesmuseen. Die Romantik erweckte die Begeisterung für die mittelalterliche Kunst und deutsche Vorzeit. Wir haben einen weiten und dornenvollen Weg zurücklegen müssen, bis wir zu den ersten öffentlichen Sammlungen in unseren Landeshauptstädten kamen; auch dann gab es noch viele Hindernisse zu überwinden, bis ihre landeskundliche Zweckbestimmung immer mehr durchdrang; ja auch jetzt sind noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden. In ihren Anfängen erschwerten die Bedürfnisse des Unterrichtes und der Volksbildung die reine Pflege der Landeskunde; hernach widerstrebten das Schönheitsgefühl und der Kunstgenuß einer räumlichen Bindung. Aus der Nachahmung der großen Museen drohte für Volksbildung und Landeskunde eine Halbheit zu werden. Die Kraft des Bodens äußerte auch da ihr Übergewicht: die Heimat kann ein geschlossenes, von eigenem Stimmungsgehalt erfülltes Ganzes an Sammlungen bieten, mit welchem dem Unterricht wie der Geschmacksbildung letzten Endes doch mehr gedient ist, als mit kümmerlichen Bruchstücken aus aller Welt; ersterer hat selbst späterhin begonnen, die Heimatkunde als Grundlage zu nehmen<sup>191</sup>).

<sup>190</sup>) Ihre Aufzählung bei A. Depiny, Die Museen in Oberösterreich, Heimatgäue 10 (1930) S. 88—93.

<sup>191</sup>) Heimatgäue 1 (1920) S. 69 f.

Die Landesmuseen sollen freilich nicht allein eine Pflegestätte der landeskundlichen Forschung, sondern auch eine hohe Schule der Heimat sein, welche die Landeskinder davor bewahrt, als Fremdlinge in ihr zu wandeln und sie ihre Schönheiten sehen und genießen lehrt; sie sollen die Gebildeten mit dem Volke und der Natur wieder verbinden und Stadt und Land miteinander bekannt machen; sie sollen aber auch eine Anziehung auf die Fremden ausüben und ihnen ein Abbild unserer Heimat verschaffen. Wir wollen deshalb nicht aus den Schätzen des Landes zusammenraffen, was wir können, sondern lieber alle Werke der Kunst möglichst in der Umgebung und im Zusammenhang belassen, wo sie nach dem Willen ihrer Urheber entstanden sind. Wir gedenken nur das in unsere Obhut zu nehmen und dauernd zu erhalten, was des Schutzes bedarf; an diesen Überresten wollen wir das Volk zur Pflege des Erbgutes unserer Vorfahren erziehen, um auch noch unseren Nachkommen Freude und Belehrung zu bereiten. Nicht minder nötig ist aber heute der Schutz der Natur, der heimischen Tier- und Pflanzenwelt, deren Kenntnis die naturkundlichen Sammlungen vermitteln. Die Heimat wurzelt in der Natur; auch der Mensch und sein Werk empfangen von ihr bestimmte Prägung und Farbe.

Der ganze Reichtum und die Fülle der Gottesgaben wie der Schöpfungen aus Menschenhand lassen sich überhaupt bloß in räumlichen Abgrenzungen erforschen. Wir erleben unsere Heimat in ihrer Eigenart bloß dann, wenn wir auch fremde Länder und Gegenden kennen. Das erreichen wir aber nie, wenn wir bloß einzelne Sammelgegenstände hievon erwerben, sondern nur dann, wenn wir sie wieder als Ganzes schauen. Landeskunde, wird sie richtig betrieben, verengt nicht den Blick, sondern schärft ihn und verbindet die Forschung mit der Scholle, die alles Leben trägt und in verschiedenen Formen gestaltet.

Wenn wir von dieser Warte aus das Werk unseres Gründers überschauen, so müssen wir bekennen, daß das Ziel, welches wir heute verfolgen, den von ihm entworfenen Satzungen viel eher entspricht als den späteren. Es war wirklich für die damalige Zeit eine Ruhmestat, daß er, anders wie in Graz und Innsbruck, das Linzer Museum auf die Pflege der Landeskunde allein beschränken wollte; er hat es noch nicht vermocht. Die späteren Statuten tragen der tatsächlichen Entwicklung Rechnung; sie ziehen zuerst das Fremde (im Kunstfach) ausdrücklich und späterhin in der abgeschwächten Form des „Vergleiches“ heran.

Nicht minder vorbildlich sind uns Spaun und Gaisberger durch die enge Verbindung, welche das Sammeln und Forschen bei ihnen einnahmen; ersteres stand im Dienste des letzteren, das ihnen Bahn und Wege wies. Das Landesmuseum sollte ein Museum für Landes-

kunde sein. Der Verein als Träger des Ganzen hatte da keine anderen Ziele als bei den jährlichen Veröffentlichungen, deren Beiträge sich strenge an die Landesgrenzen halten; dort sollten die aus der Sammelarbeit fließenden Ergebnisse bekanntgemacht und die nötige Verbindung mit dem Volke hergestellt werden, dessen Mitarbeit zum Aufbau der Sammlungen unerlässlich ist. Ein wirkliches Landesmuseum soll nicht bloß für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern in der Tat das Werk des Volkes sein, für das es begründet ist. Diese Aufgabe einzuleiten und zu vollführen war Sache des Vereins. Noch viel größer war freilich die Obliegenheit, das nötige Verständnis für die Denkmalpflege in der Heimat zu schaffen; Museum und Zeitschrift sollten ein wirksames Mittel und eine Lehrschule hiefür sein. In beiden Fällen war das Ziel dasselbe: die Förderung der Landeskunde, die Kenntnis von Heimat und Volk in Gegenwart und Vergangenheit. Das Museum war bloß ein Teil des Aufgabenkreises. Das zeigen ja schon die jährlichen Berichte mit ihren Beiträgen zur Landeskunde wie das Urkundenbuch des Landes ob der Enns, die dem Verein einen viel weiter reichenden Ruf verschafft haben, als es die Sammlungen vermögen.

Es ist wirklich erstaunlich, was ein kleiner Kreis mit unzureichenden Kräften und Mitteln im Laufe eines Jahrhunderts zu leisten imstande war. Wenn wir da ganz von künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken absehen, verdient ein solcher Zusammenschluß schon wegen der in ihm verkörperten Heimatliebe und Selbstlosigkeit die Anerkennung und Unterstützung der Öffentlichkeit; er ist ein schönes Beispiel, das offenkundig beweist, was die Opferwilligkeit einiger Weniger im Dienst und zum Wohle des Landes im Wandel der Zeit zu leisten vermag.

Wenn wir bei der Festfeier unserem Gründer Spaun und seinem Mithelfer Gaisberger in der Vorhalle des Landesmuseums, das sie ins Leben gerufen haben, Gedenktafeln weihen, so wollen diese nicht bloß der Ausdruck unseres unauslöschlichen Dankes sein, sondern sie sollen auch in uns und unseren Nachkommen den Geist wach erhalten, dem unser Verein sein Dasein verdankt. In derselben Gesinnung wollen wir ihr Werk fortsetzen, so verschieden auch die Aufgaben sein mögen, welche die Zeit uns stellt. Nach ihrem hehren Vorbilde wollen wir in gleicher Reinheit unser Streben mit dem deutschen Geistesleben und mit Kunst und Wissenschaft verbinden zum Wohle unseres Landes und Staates und dem Volke unserer Heimat zur Ehre, Freude und Lehre. Stets eingedenk der ruhmreichen Vergangenheit der kleinen Ostmark, zu der wir gehörten, soll unser Vaterland Österreich wie ehemals nicht nur eine Schutzwehr des deutschen Volkes, sondern auch eine Leuchte deutschen Geistes sein!

---